

JAHRBUCH
DER
BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

1919



MÜNCHEN
VERLAG DER B. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION DES G. FRANZ'SCHEN VERLAGS (J. ROTH)

1920

Die Satzung und Geschäftsordnung der Akademie sowie die Satzungen ihrer Kommissionen und Stiftungen sind im Jahrbuch 1919 nicht enthalten (siehe jedoch S. 1). Sie sollen fortan nur in größeren Zwischenräumen wieder abgedruckt werden. Der letzte Abdruck ist im Jahrbuch 1916 zu finden.

INHALT.

	Seite
Präsidentenwahl	1
Bewilligungen aus Stiftungen	3
Preisaufgaben	7
Nekrologe	8
Blümner Hugo von Rehm	29
Brugmann Karl " Streitberg	31
Bruns Heinrich " Seeliger	67
Crusius Otto " Rehm	8
v. Froriep August " Rückert	47
Gilbert Grove Karl " Kayser	85
Haeckel Ernst " Hertwig	61
Hauck Albert " Grauert	90
Hertling Georg Graf v. " Baeumker	16
Karabacek Joseph v. " Kuhn	25
Klebs Georg " Goebel	72
Lampros Spyridon P. " Heisenberg	37
Lord Rayleigh " Sommerfeld	88
Reber Franz v. " Wolters	89
Schwendener Simon " Goebel	57
Seemüller Joseph " Kraus	41
Stahl Ernst " Goebel	74
Voigt Woldemar " Sommerfeld	83
Windisch Ernst " Kuhn	27
Allgemeine Sitzung am 23. Juli 1919:	
Neuwahlen	99
Personalstand:	
Verwaltung	101
Ehrenmitglieder, ordentliche und außerordentliche Mitglieder	103
Auswärtige und korrespondierende Mitglieder	109

IV

	Seite
Besondere Kommissionen	113
Berichte und Protokolle der akademischen Kommissionen:	
Thesaurus linguae latinae	119
Samson-Stiftung 1916—1919	121
Mittelalterliche Bibliothekskataloge	123
Historische Kommission	125
Wörterbuch-Kommission	129
Kommission für Höhlenforschung in Bayern	139
Glückwunschschreiben und Adressen	145
Akademische Medaille „Bene Merenti“	150

Präsidentenwahl.

Nach dem Ableben des Akademiepräsidenten Dr. Otto Crusius wurde auf Antrag der Akademie die weitere Besetzung dieser Stelle durch Ministerialentschließung vom 13. Februar 1919 Nr. 3098 neu geregelt:

Nr. 3098.

Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus.

An die Akademie der Wissenschaften und die Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates in München.

Betreff: Die Stelle des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und des Generaldirektors der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

Zum Berichte vom 22. Januar 1919 Nr. 59.

I. Das Staatsministerium für Unterricht und Kultus erachtet es für zeitgemäß, der Bayerischen Akademie der Wissenschaften das früher besessene Recht der Wahl ihres Vorstandes vorbehaltlich der Bestätigung der Wahl durch das zuständige Ministerium zurückzugeben.

Demnach erhält unter Aufhebung der Ziffer 1 der K. Verordnung vom 22. November 1841 betreffend die Akademie der Wissenschaften (Weber III S. 387) und des 1. Absatzes der Ziffer 1 der K. Entschließung vom 14. Januar 1849 betreffend die organischen Einrichtungen der Akademie der Wissenschaften (Weber IV S. 14) der 1. Absatz der Ziffer V der K. Verordnung vom 21. März 1827 betreffend die Akademie der Wissenschaften (Weber II S. 369) folgende Fassung:

„Der Vorstand wird von sämtlichen ordentlichen Mitgliedern der Akademie aus ihrer Mitte durch Stimmenmehrheit

auf die Dauer von 3 Jahren gewählt. Er bedarf zur Ausübung seines Amtes der Bestätigung des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus. Wiederholte Wahl ist zulässig.“

II. Wegen der alten Beziehungen, die zwischen der Akademie der Wissenschaften einerseits und den wissenschaftlichen Sammlungen des Staates und den damit verbundenen Anstalten andererseits bestehen und sich für beide Teile als nutzbringend erwiesen haben, erscheint es in hohem Maße erwünscht, daß die Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates in ihrem gegenwärtigen Umfange wie bisher jeweils von dem Vorstände der Akademie der Wissenschaften geführt wird. Doch dürfte eine organische Vereinigung der beiden Ämter, wie sie durch K. Entschließung vom 14. Januar 1849 festgelegt ist, nicht unbedingt geboten sein. Vielmehr erscheint es mit Rücksicht darauf, daß es sich bei diesen Sammlungen und Anstalten ausschließlich um staatliches Eigentum handelt, veranlaßt, die Bestellung des Generaldirektors der Sammlungen wie bisher ausschließlich der Zuständigkeit der staatlichen Stelle vorzubehalten. Um aber den wünschenswerten Zusammenhang zwischen der Vorstandschaft der Akademie der Wissenschaften und der Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates zu wahren, wird es sich empfehlen, daß sich die Akademie der Wissenschaften vor endgültiger Wahl ihres Vorstands durch Anfrage beim Ministerium für Unterricht und Kultus darüber Gewißheit verschafft, ob der an der Spitze der gelehrten Körperschaft zu berufende Mann auch als Leiter der Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates genehm erachtet wird.

Hiernach wolle zur Wiederbesetzung der Stelle des Vorstandes der Akademie der Wissenschaften das Erforderliche eingeleitet werden.

München, den 13. Februar 1919.

Hoffmann.

Die am 1. März 1919 vorgenommene Wahl fiel auf das Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse Geheimrat Dr. Hugo v. Seeliger. Sie wurde durch Min. Entschließung vom 26. März Nr. 8504 mit Wirkung ab 1. April bestätigt.

Öffentliche Sitzungen.

Öffentliche Sitzungen der Akademie fanden im Jahre 1919 nicht statt.

Bewilligungen aus Stiftungen.

Aus dem Mannheimer akademischen Reservefonds:

1. 3000 *M* dem Museum für Völkerkunde zur Ergänzung der vorjährigen Bewilligung (Ankauf von Sammlungen aus dem Kulturkreis der Lappenstämme und aus den Balkanländern);

2. 3000 *M* der staatlichen Münzsammlung zum Ankauf einer bedeutenden Münchner Privatsammlung brandenburgisch-fränkischer Münzen und Medaillen;

3. 3000 *M* der Anthropologisch-prähistorischen Staatssammlung und zwar 2000 *M* für die prähistorische Abteilung zum Ankauf bayerischer Funde aus der Sammlung Albert Sieck und 1000 *M* für die anthropologische Abteilung zur Ergänzung der vorjährigen Bewilligung (Ausbau dieser Abteilung);

4. 1000 *M* der Geologisch-paläontologischen Staatssammlung für den Erwerb bayerischer Gesteine und Versteinerungen.

Aus dem Haushaltsposten „für besondere wissenschaftliche Veröffentlichungen“:

a) der philosophisch-philologischen Klasse:

300 *M* an Professor Dr. Hermann v. Fischer in Tübingen zur Herausgabe des Schwäbischen Wörterbuchs;

300 *M* an Professor Dr. Albert Rehm in München zur Herausgabe der Zeitschrift „Philologus“;

b) der mathematisch-physikalischen Klasse:

1000 *M* der Bayerischen Botanischen Gesellschaft in Regensburg als Druckzuschuß zu einer wissenschaftlichen Arbeit des Dr. J. Familler über bayerische Lebermoose;

c) der historischen Klasse:

1000 *M* als Zuschuß zur Herausgabe der Monumenta Boica.

Aus der Samson-Stiftung:

1000 *M* an Professor Dr. Michael Wittmann in Eichstätt zur Drucklegung seines Werkes über die Ethik des Aristoteles;

400 *M* an Professor Dr. Hans Meyer in München als weiterer Zuschuß zur Drucklegung seines Buches „Plato und die aristotelische Ethik“;

300 *M* an Pfarrer Dr. R. F. Merkel in Gustenfelden als weiterer Zuschuß zu seiner Arbeit „Leibniz und die China-Mission“;

3000 *M* an Dr. Eduard Berend in München zur weiteren Unterstützung seiner Ausgabe der Briefe Jean Pauls;

3000 *M* für eine Preisaufgabe: „Die Bedeutung der moralischen Anschauungen und ihrer Wandlungen für die künstlerischen Ausdrucksformen der deutschen Dichtung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (siehe Preisaufgaben);

2000 *M* an Privatdozent Dr. Eugen Lerch in München als Druckkostenzuschuß zu seiner preisgekrönten Arbeit über „die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens“ (siehe Preisaufgaben);

2000 *M* an Professor Dr. Ernst Rüdin in München zur Unterstützung seiner genealogischen Vererbungsforschungen;

1000 *M* an Professor Dr. Max Isserlin in München als Zuschuß zu seinen Untersuchungen von Hirnverletzten;

3000 *M* an Geheimrat Professor Dr. Karl v. Goebel in München zur Unterstützung seiner Arbeiten über „die Anschauungen über das Zustandekommen der Anpassung in der Natur“ (erste Rate);

1000 *M* an Geheimrat Professor Dr. Richard v. Hertwig zu seinen Untersuchungen über Geschlechtsbestimmung;

300 *M* an den Botaniker Karl Ortlepp in Georgenthal als weiterer Zuschuß zu seinen Arbeiten über Vererbungsvorgänge bei Tulpen;

300 *M* an Professor Dr. Otto Renner in München als weitere Unterstützung seiner Studien über Vererbung bei einjährigen Pflanzen;

1500 *M* an den Privatdozenten Dr. Hermann Stieve in Leipzig zur Fortsetzung seiner Studien über die Fortpflanzung und Entwicklung der Geschlechtszellen beim Grottenolm;

3000 *M* an Professor Dr. Rudolf Martin als Zuschuß zu seinen Erhebungen über die körperliche Beschaffenheit der bayerischen Jugend.

Aus der Thereianos-Stiftung:

1000 *M* an Professor Dr. August Heisenberg in München zur Fortführung des Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters;

2000 *M* an denselben zur Beendigung des Jahrgangs 1914 der Byzantinischen Zeitschrift.

Aus der Hardy-Stiftung:

600 *M* an Professor Dr. Johannes Hertel in Leipzig zur Unterstützung seiner Studien über das Alt-Gujārati;

500 *M* an Geheimrat Professor Dr. Alfred Hillebrandt in Breslau zur Drucklegung seines Buches über Kālidāsa;

3100 *M* an Dr. W. Stede, zurzeit in England, für seine Arbeiten am Pali-Wörterbuch.

Aus dem Haushaltsposten für naturwissenschaftliche Erforschung Bayerns:

1000 *M* an die Bayer. Botanische Gesellschaft in München zur planmäßigen Erforschung der Kryptogamenflora Bayerns, (4. Rate);

600 *M* an die Mineralogische Sammlung des Staates zur Fortsetzung der im Jahre 1918 begonnenen Aufsammlungen in Bayern, besonders in der Oberpfalz und im Bayerischen Walde;

400 *M* an die Ornithologische Gesellschaft in Bayern zur Fortsetzung ihrer Forschungen über die Biologie der Vögel in Bayern;

300 *M* an den Oberrealschulprofessor Adolf Reissinger in Passau zur Fortführung seiner Schlammessungen in Allgäuer Seen;

200 *M* an den Benefiziaten Alois Weber in München zur Erforschung der bayerischen Molluskenfauna.

Aus der Münchner Bürger- und Cramer-Klett-Stiftung:

2000 *M* an Geheimrat Professor Dr. Ernst Hartwig, Direktor der Remeis-Sternwarte in Bamberg zur Fortsetzung seiner Beobachtungen von veränderlichen Sternen;

2000 *M* an Professor Dr. Eberhard Stechow in München zu seinen Forschungen über Litauen;

1500 *M* an den Lyzealprofessor Dr. Karl Stöckl in Passau zur Weiterführung seiner erdmagnetischen Messungen;

1000 *M* an die akademische Kommission für Höhlenforschung in München zur Fortsetzung der Erforschung der Höhlen Bayerns;

1000 *M* an Geheimrat Professor Dr. Walther v. Dyck in München zur Bearbeitung von unbekannten Kepler-Manuskripten;

500 *M* an Geheimrat Professor Dr. Sebastian Finsterwalder in München als Zuschuß zu den Kosten seiner Beobachtungen und Messungen im Pamirgebiet;

250 *M* an den Privatdozenten Dr. Karl Boden in München zu geologischen Forschungen in den oberbayerischen Alpen.

Aus der Wilhelm Koenigs-Stiftung zum Adolf von Baeyer-Jubiläum:

3000 *M* an Professor Dr. Otto Hönigschmid in München zur Förderung seiner Arbeiten über Atomgewichte chemischer Elemente;

100 *M* an Professor Dr. Ludwig Kalb in München zur Fortsetzung seiner Untersuchungen auf dem Indigogebiet;

600 *M* an Dr. Hans Lecher in München zu seinen Arbeiten über das Valenzproblem des Schwefels.

Aus der Heinrich von Brunck-Stiftung:

2000 *M* an Professor Dr. Kasimir Fajans in München zu Untersuchungen über isotope Elemente.

Preisaufgaben.

Zurzeit sind folgende akademische Preisaufgaben im Lauf:

Zographos-Stiftung.

1. Die stilistischen und sonstigen Umgestaltungen, welche antike Kopisten und Bildhauerschulen mit den von ihnen wiedergegebenen oder benützten Bildwerken vorgenommen haben, sollen an möglichst zahlreichen Beispielen systematisch und zeitlich geordnet dargelegt und beurteilt werden.

2. Das Unterrichtswesen im byzantinischen Reiche vom Zeitalter Justinians bis zum 15. Jahrhundert.

Ablieferungstermin für beide Arbeiten: 31. Dezember 1921.

Der Preis für die Arbeiten beträgt je 2000 *M*, wovon die Hälfte sofort, der Rest nach Drucklegung der Arbeit fällig ist. Die Akademie stellt aber außer diesen Preisen für die beiden preisgekrönten Arbeiten einen Zuschuß zu den Druckkosten in der Höhe von je 1000 *M* in Aussicht.

Samson-Stiftung.

Siehe Bericht der Samson-Stiftung (unter: Berichte und Protokolle der akademischen Kommissionen).

Nekrologe.

Philosophisch-philologische Klasse.

Einen besonders schweren Verlust erlitt die Akademie am 29. Dezember 1918 durch den jähen, durch Gehirnschlag verursachten Tod ihres in voller Manneskraft stehenden Präsidenten **Otto Crusius**. Seit 1903 hatte Crusius der philosophisch-philologischen Klasse als außerordentliches, seit 1905 als ordentliches Mitglied angehört, vom 1. April 1915 ab war er als Nachfolger v. Heigels zum Präsidenten ernannt worden.

Was er in dieser Stellung für die Akademie und die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates trotz der äußersten Ungunst der Verhältnisse, wie sie der Krieg und dann Umsturz und Zusammenbruch herbeiführten, geleistet hat, ist nicht hier zu würdigen. Der Klasse war er all die Jahre, die er ihr angehörte, mit ungeminderter Arbeitsfreude auch als Präsident der Akademie, ein tätiger Berater, dessen Wort in allen Fragen Gehör fand; in ihren Kommissionen arbeitete er mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperamentes mit. Zu ihren Schriften hat er neben der Gedächtnisrede auf W. von Christ (1907), die seine Fähigkeit, auch in das Wesen eines Gelehrten von ganz anderem Naturell einzudringen, glänzend zeigt, namentlich zwei größere Beiträge aus Lieblingsgebieten seiner Forschung beigesteuert, über Sagenverschiebungen (Sitzungsberichte 1905) und über die Paroemiographen (ebd. 1910).

Otto Crusius war geboren am 20. Dezember 1857 zu Hannover. Von seiner Jugend hat er selbst in einem Beitrag zu A. Grafs „Schülerjahren“ ein farbiges Bild entworfen, von seiner Entwicklung auf der Hochschule und nachher in dem autobiographischen Beitrag zu Zils, Geistiges und künstlerisches München. Beide Berichte sind mit ihren kräftig und klar gezeichneten Bildern der Persönlichkeiten, die auf ihn eingewirkt haben, wertvolle Beiträge zur Geistesgeschichte seiner Jugendjahre. In seiner Heimatstadt Hannover hatte er das

Glück, an dem auch sonst durch bedeutende Lehrer ausgezeichneten Gymnasium den Unterricht von Ludwig Ahrens, einem Gräzisten allerersten Ranges, zu genießen, an der Universität Leipzig führte ihn Ritschl in die Methode philologischer Arbeit ein, die Crusius meisterhaft und, man darf wirklich sagen, spielend beherrschte.

Die Darstellungen seiner Jugendentwicklung zeigen, daß er von allem Anfang mehr war als ein bloßer Philologe. Mit unglaublicher Vielseitigkeit hat er sich auf allen erdenklichen Gebieten — die Naturwissenschaften eingeschlossen — frühe selbständig orientiert. Produktive künstlerische Fähigkeiten traten zeitig zu Tage; er hat sich zeichnerisch versucht, manch schönes Lied ist ihm in jedem Lebensalter gelungen¹⁾, zumal aber ist er als ausübender Musiker, als Musikkenner, als Komponist seiner Lieder weit mehr als bloßer Kunstliebhaber gewesen. Davon ist hier zu reden, weil es auch seiner philologischen Forschung zu gute gekommen ist.

Nicht von vornherein hat er sich der klassischen Philologie zugewendet: er begann seine Studien als Germanist, und es mag wohl sein, daß er innerlich mehr als von seinen altphilologischen Lehrern gefördert worden ist von dem Germanisten Rudolf Hildebrand, dem er durch seine Freude am Urwüchsigen, Volkstümlichen wesensverwandt war; es scheint auch, daß Hildebrands Stil mit seiner Frische, die auf tunlichster Annäherung des geschriebenen Wortes an das gesprochene beruht, seine Diktion beeinflußt hat. Beiden ist auch gemein, daß sie am stärksten als Lehrer, durch den akademischen Vortrag und den unmittelbaren Verkehr, gewirkt haben. Auch philosophische Studien wurden in Leipzig getrieben, das Interesse an Nietzsche, der damals noch nicht in aller Munde war, trat bereits hervor. Wenn von diesen Bestrebungen später nicht sowohl die Philosophie als die Beschäftigung mit dem Menschen Nietzsche und seinem Kreis literarische Früchte trug, so kommt das wohl daher, daß des

¹⁾ Die im Kriege erschienene Sammlung „Die heilige Not“ darf wohl auch hier erwähnt werden.

Künstlers — oder wenn man will des Humanisten — Crusius Interesse immer und überall dem Menschen zugewandt war. Reine Theorie hat er immer als etwas vom Leben Hinwegführendes mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. „Lebendig“, — das war das höchste Lob, das er einer Darstellung spendete, recht individuell geprägtes Leben, „Seltsames“, wie er gerne sich ausdrückt, war seine wahre Freude.

An der endgültigen Hinwendung zum klassischen Altertum hat eine Reise nach Italien und Südfrankreich (1877) augenscheinlich starken Anteil. Die 1875 begonnenen Hochschulstudien wurden 1879 durch die Promotion und die Lehramtsprüfung zum Abschluß gebracht. Dann folgten ein paar Jahre gymnasialer Lehrtätigkeit in Dresden und in Leipzig (an der Thomasschule). Crusius hat immer mit Befriedigung auf diese Zeit zurückgeblickt, und wie er die Arbeit des Gymnasiallehrers zu schätzen wußte, so war es ihm eine Genugtuung, daß er auch auf diesem Gebiete der praktischen Erfahrung nicht ermangelte. Aber zur akademischen Laufbahn fühlte er sich gewiß längst bestimmt. 1883 habilitiert er sich — neben der Stellung an der Schule — in Leipzig, schon 1886 wird er als Nachfolger Erwin Rohdes als Ordinarius nach Tübingen berufen. Die Tübinger Jahre waren, wenn man nach dem Tone schließen darf, in dem er noch spät von ihnen sprach, die glücklichsten seines Lebens. Sie sind auch die Jahre der reichsten wissenschaftlichen Produktion gewesen. Alle die Richtungen, in denen sein Name in der Wissenschaft dauern wird, hat er damals entwickelt. Wiederum als Nachfolger Erwin Rohdes ging Crusius 1898 nach Heidelberg. Hier zuerst traten durch die Berufung in den Obersten Schulrat außerakademische Amtspflichten in größerem Umfang an ihn heran. Als er 1903 als Nachfolger Christs nach München kam, mehrten sich diese Verpflichtungen in einer Weise, daß er, trotzdem ihm in allem Geschäftlichen ein hervorragend rascher Blick und eine leichte Hand eigen waren, schon vor der Berufung auf den Präsidentenposten über die Zersplitterung seiner Kraft durch diese Nebenbelastungen oft beweglich klagen konnte. Wie

das badische, so hat sich das bayerische höhere Schulwesen seines regsten Interesses erfreut; in beiden Ländern hat sein Wesen auf ungezählte Lehrer erfrischend und anregend gewirkt. In der Neugestaltung des Prüfungs- und Schulwesens in Bayern ist dagegen sein Einfluß, wenn auch merkbar, doch nicht so tiefgreifend gewesen, wie man es hätte wünschen mögen. Das reiche künstlerische, namentlich das seinem innersten Wesen unentbehrliche musikalische Leben der Hauptstadt forderte gleichfalls seinen Anteil an Zeit und Kraft, und dazu kam, insbesondere seit dem Ausbruche des Weltkriegs, eine rege politische Betätigung. Nicht parteipolitische Interessen waren dabei maßgebend, so bestimmt auch in dieser Hinsicht sein Wollen war; ihn leitete die Überzeugung, daß die Daheimgebliebenen (seine zwei Söhne kamen im Laufe des Kriegs vor den Feind) die Pflicht hätten, an ihrem Teil die innere Widerstandskraft des Vaterlandes zu stärken. Unendlich schwer hat er denn auch am Zusammenbruch getragen, zumal er für ein behendes „Umlernen“ nur Verachtung hatte. Wer weiß, ob nicht diese seelischen Erregungen die Gesundheit des blühenden Mannes untergraben haben!

Akademischer Lehrer war Crusius mit Leib und Seele. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich ihm die jugendlichen Seelen erschlossen, ohne daß er seinerseits von seinem Innenleben viel enthüllte, heben dankbare Schüler besonders hervor. Es war ihm eben das Verständnis für jugendliche Art angeboren, jugendliche Frische hat er sich bis zum Ende bewahrt, und wer ihm nahe kam, merkte, daß nicht nur der Lehrer, daß auch der Mensch aus reicher Fülle zu geben hatte. Auch seine Vorlesungen hatten kaum etwas Lehrhaftes an sich; „Literaturangaben gab es nicht“. „Seine Kollegien waren keine Vorlesungen im eigentlichen Sinn, es waren Vorträge im vertrauten Kreise.“ Die Diktion hatte etwas Aphoristisches in ihrer Knappheit. Besonders gerühmt werden von seinen Schülern die Übersetzungen, die er gab; im engsten Anschluß an den antiken Text führten sie auf kürzestem Wege zum Verständnis. Im Interpretieren überhaupt lag seine größte

Stärke als akademischer Lehrer, wie er denn Interpretationskollegien besonders pflegte; beschränkte er sie in München auf die griechischen Dichter, so hatte er doch früher auch griechische Prosaiker und lateinische Autoren behandelt.

Unter diesen Gesichtspunkt ist man versucht auch die Würdigung seiner reichen literarischen Produktion zu stellen; wohl läßt sie sich nicht auf eine kurze Formel bringen, aber das Wertvollste, weil Eigenartigste daran ist doch Interpretation im höchsten Sinne: Verständlichmachen antiker Überlieferung aus antikem Geiste heraus und gestützt auf umfassende Kenntnis der Erzeugnisse dieses Geistes. Dichtern galt diese Arbeit vornehmlich, weil bei Crusius der Dichtung, namentlich der mit elementarer Kraft schaffenden, die stärkste eigene Begabung entgegenkam. Hat Crusius in der Vorlesung die Jugend überwiegend in die Schöpfungen großen Stils eingeführt, so liebte er im Seminar auch wenig begangene Pfade; insbesondere bevorzugte er den Zuwachs, den die poetische Literatur der Griechen durch die Papyri erhielt. Vollends war seine schriftstellerische Arbeit, soweit wenigstens die umfangreicheren Leistungen in Betracht kommen, Gebieten zugewandt, die mehr abseits lagen — und dafür dem Volkstümlichen näher, das er so liebte.

Zu einer Sammlung seiner zahlreichen folkloristischen Beiträge, die er plante, ist es leider nicht gekommen; um so dankbarer dürfen wir sein, daß aus den letzten Jahren wenigstens eine größere, zusammenfassende Arbeit der bezeichneten Richtung vorliegt in den „Fragmenten aus der Geschichte der Fabel“, die er 1913 Kleukens' Buche der Fabeln beigab. Wie leitet er da den Leser durch die Jahrhunderte und von Volk zu Volk! Wie interpretiert er! Nur Fragmente wollen es sein, aber auf jeder Seite spürt man, daß die knappen Sätze aus der wundervollsten Stoffbeherrschung fließen, die, auch wo der Verfasser mit dem Urteil zurückhält, doch das Problem meistert. Und noch eine Eigentümlichkeit zeichnet diese Gabe aus: nirgends ist der Blick nur der Vergangenheit zugewandt; das Schaffen und Wollen der unmittelbaren Gegenwart ist Crusius so vertraut wie die Vorwelt.

So spricht sich in dieser anspruchslos auftretenden, den Schein der Gelehrtheit geflissentlich meidenden Skizze ein gut Teil des Eigentümlichsten aus, das der Mensch und der Gelehrte in sich vereinigte. Nicht allzu lange vorher (1910) war er in dem letzten großen Beitrag zu unseren Sitzungsberichten, den *Paroemiographica*, in der vollen Rüstung seiner Gelehrsamkeit aufgetreten; auch hier freilich nur Bruchstücke gebend, die uns heute den Abschluß, die geplante Neubearbeitung der *Paroemiographen*, um so schmerzlicher vermissen lassen.

Die Erforschung von Fabel und Sprichwort bildete auch den Anfang seiner wissenschaftlichen Produktion¹⁾. Mit einer Untersuchung *De Babrii aetate*, die das vorher wunderlich umstrittene Problem (ob der Fabeldichter in hellenistische Zeit oder in die der zweiten Sophistik gehört) im wesentlichen löste, hatte er promoviert, mit *Analecta critica ad paroemiographos* sich habilitiert. Auf beiden Problemgebieten liegen dann spätere Hauptleistungen: die ausgezeichnete, in der umfangreichen, in elegantem Latein geschriebenen Einleitung alle einschlägigen Fragen erörternde Ausgabe des Babrios (bibl. Teubn. 1897) und die ganz neues Material bietende Ausgabe der plutarchischen (oder pseudoplutarchischen?) Schrift *De proverbiis Alexandrinorum* (1887; Kommentar dazu 1895). Auf die *Paroemiographen* und das Sprichwort in der antiken Literatur hat Crusius auch mit Vorliebe seine Schüler hingewiesen, sodaß, z. T. unter selbstloser Mithilfe von seiner Seite, mehrere ertragreiche Dissertationen darüber entstanden. Die Fäden, die zwischen Sprichwort und Märchen laufen, hat er in einem lichtvollen Vortrag auf der Görlitzer Philologenversammlung (erschienen 1890) aufgedeckt.

Wie ein Geschenk, das gerade ihm zugedacht war, durfte er den 1890 gefundenen Herondas betrachten. Er hat durch seine „Untersuchungen“ (1892) die Einzelinterpretation stärker gefördert als irgend einer der vielen, die sich um den Dichter

¹⁾ Eine sehr vollständige Zusammenstellung seiner Arbeiten bis zum Jahre 1909 findet sich in dem Almanach unserer Akademie für dieses Jahr S. 205–216.

bemühten, hat ihn kongenial übersetzt und die maßgebende Ausgabe (bibl. Teubn.) geschaffen und in wiederholter Neubearbeitung liebevoll ausgebaut. Eine weitere Editionsaufgabe wuchs ihm bald darauf zu, als Hillers *Anthologia lyrica* verwaist war. Er hat dem nützlichen Buche in der kurzen Zeit, die verfügbar war, erstaunlich viel Eigenes mitgegeben. Daß es nicht zu einer völligen Neubearbeitung kam, ist wieder Anlaß, über den allzufrühen Abschluß dieses Lebens zu klagen.

Die Überfülle kleinerer, mitunter Wichtigstes mit ein paar Zeilen erledigender Beiträge sei es zur Biographie, sei es zur literargeschichtlichen Stellung, sei es zur Interpretation antiker Autoren (übrigens ebensosehr Römer wie Griechen) zu würdigen, die in Aufsätzen und Miszellen von Zeitschriften, namentlich dem seit 1886 von Crusius geleiteten *Philologus*, in Vorträgen auf Philologenversammlungen, nicht zuletzt in Rezensionen mit verschwenderischer Hand hingeworfen wurden, ist hier durchaus unmöglich. Es steckt darin eine Fülle von Arbeit an den Lyrikern, Tragikern und noch mehr an den Komikern. Nicht unerwähnt darf aber bleiben, daß in der Zeit, als die Herausgebertätigkeit im Vordergrund stand, von Crusius Hand auch wichtige Beiträge zur griechischen Mythologie und Religionsgeschichte erschienen — neben Zeitschriftenaufsätzen höchst gehaltreiche, immer aus persönlichster Erfassung der Aufgabe hervorgegangene Artikel bei Ersch und Gruber und in Roschers *Mythologischem Lexikon*. Später war Crusius auf allen Gebieten seines Interesses auch ein bereitwilliger Mitarbeiter an der Pauly-Wissowa'schen *Realenzyklopädie*, bis ihn (im Buchstaben E, der noch den so persönlich warm geschriebenen Artikel *Elegie* enthält) die anderweitige Arbeitsüberlastung zum Rücktritt nötigte. Zum Forscher im wildverwachsenen Revier der griechischen Mythologie war Crusius durch sein Verständnis für volkstümliches Empfinden besonders geeignet; rein theoretisierende Konstruktion hält er fern und die kritische Sicherheit des Philologen tut das Ihre dazu, die Phantasie im Zaume zu halten.

Es ist die Art eines Erwin Rohde, die hier zu uns spricht. Als ein Geistesverwandter Rohdes hat er in einem Buch, das auch unzählige nicht philologische Leser fand, dessen Leben und unter Mitteilung wichtiger Dokumente sein tragisches Verhältnis zu Nietzsche mit tiefstem Verständnis geschildert. Die Bearbeitung der *Philologica* Nietzsches für die Gesamtausgabe führte ihn später in diesen Kreis zurück.

Es ist ein Stück Nachleben der Antike, das uns Crusius in dem Rohdebuch vor Augen stellt. Der ganze Problemkreis „Nachleben der Antike“ ist ihm in seinen späteren Jahren immer mehr ans Herz gewachsen. Namentlich die Zeit des Neuhumanismus war es, in die er sich versenkte, und hier wieder allen voran Wilhelm von Humboldt. Kaum eine Vorlesung hat er so sorgsam und reich gestaltet wie die, in der er von diesen Zeiten und Menschen handelte. Von der Fülle, aus der er dabei schöpfte, gibt der Vortrag, den er während des Krieges in der Wiener Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums gehalten hat (abgedruckt in deren Mitteilungen 1916) wenigstens eine Ahnung, während ein Buch, das am Geiste des Neuhumanismus die innere Verwandtschaft deutschen und hellenischen Wesens zeigen sollte, ungeschrieben geblieben ist. Diese Studien berücksichtigte er auch planmäßig im *Philologus* und verband sich, um sie zu fördern, mit O. Immisch zur Herausgabe der Schriftenfolge „Das Erbe der Alten“.

Endlich ein Wort von den Gaben, die der Musikfreund und -kenner der philologischen Wissenschaft schenkte. Nach manchen Vorläufern kam 1894 als Beigabe zum VII. Bande des *Philologus* seine Bearbeitung der kurz vorher gefundenen delphischen Hymnen heraus. Sie ist schlechtweg abschließend und enthält eine Entdeckung, die weit über den Kreis der musikalisch Interessierten hinaus von Belang ist: den zwingenden Nachweis, daß der griechische Akzent nicht dynamischer, sondern melodischer Natur gewesen ist.

Die redaktionellen Unternehmungen, die Lehrtätigkeit, die Arbeit in der Akademie, persönlicher und brieflicher Verkehr

mit Künstler- und Gelehrtenkreisen, bis zum Ausbruch des Krieges auch häufige wissenschaftliche Reisen haben Crusius mit zahllosen Gleichgesinnten jedes Alters in Berührung gebracht. Mit den verschiedensten Naturellen verstand er zu leben, wenn er nur etwas an ihnen fand, was ihn ansprach; und wie er selbst sich immer mit frischer Offenheit, ja gelegentlich derb, gab, so ließ er auch bei andern eine freie Art gelten. Den Menschen zu suchen, sich am Menschen zu freuen war auch ein Leitmotiv für den Forscher. Als Mensch wird er nicht weniger denn als Gelehrter in unserer Erinnerung fortleben.

A. Rehm.

Am 4. Januar 1919 starb auf seinem Landsitz zu Ruppolding in Oberbayern ein Mann, der nicht nur lange Jahre hindurch eine wissenschaftliche Zierde, wie der Münchner Universität, so auch unserer Akademie, der er seit 1896 als außerordentliches, seit 1899 als ordentliches Mitglied angehörte, gebildet hatte, sondern der — eine einzigartige Erscheinung — am Abend seines reichen und edlen Lebens zugleich in eine Stellung von weltgeschichtlicher Bedeutung gerückt war: **Georg Graf von Hertling**. Fünf Tage darauf, am 9. Januar, bestatteten wir ihn auf dem Schwabinger Friedhof. Vertreter von Kirche und Staat, von politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Genossenschaften widmeten in langer Reihe ihm Worte ehrendster Anerkennung und dankbaren Gedenkens. Als wir von seinem frischen Grabe, über das vom wiederaufgeklarten abendlichen Himmel schon der wachsende Mond wie Licht aus einer besseren Welt seinen Strahlenflimmer goß, in das von den Vorboten neuer Erschütterungen bedrohte München heimkehrten, da verband wohl in uns allen mit der Erinnerung an all das Schwere, das in diesen letzten Wochen vor und nach seinem Rücktritt vom Amt über ihn und uns alle gekommen war, sich die Voraussicht dessen, was die nächsten Monate noch bringen sollten. Wie eine gütige Fügung mochte manchem sein Hinscheiden gerade in dieser Zeit darum wohl erscheinen,

wie eine höhere Gunst, die dem teuren und unvergeßlichen Manne es erspart hatte, das unsägliche Leid völlig und bis zu Ende auszukosten, das Fehler der Vergangenheit, die Übermacht einer ganzen Welt von Feinden, der Zusammenbruch eines tapferen, aber durch die Not und die lange Dauer des Krieges zermürbten Heeres und dann der gewaltsame Umsturz mit seiner über die Beseitigung von Veraltetem weit hinausgehenden jähen Durchschneidung der Vergangenheit und der im besten Flusse befindlichen kontinuierlichen Weiterentwicklung über das große deutsche und das engere bayerische Vaterland damals schon gebracht hatten und noch weiter bringen sollten.

Doch nicht von dem Politiker und dem Staatsmann sei hier die Rede, der nach vieljähriger parlamentarischer Tätigkeit im deutschen Reichstag (seit 1875) im Februar 1912 durch den Prinzregenten Luitpold an die Spitze des bayerischen Staatsministeriums gestellt wurde und dem dann Kaiser Wilhelm II. im November 1917 nach der kurzen Episode Michaelis das einmal schon ihm angebotene und von ihm abgelehnte Kanzleramt des deutschen Reiches und dazu die preußische Ministerpräsidentschaft übertrug. Er, der einst in Bonn als Privatdozent dreizehn Jahre lang auf ein unbesoldetes Extraordinariat gewartet hatte, er, dem nichts ferner lag als Herrschsucht, dessen Leben aufging in einer ihn im ganzen beglückenden Vereinigung von Lehrtätigkeit, gelehrter Forschung und parlamentarischen Wirken, er hatte solche Ämter nicht erstrebt noch erhofft. Sie lagen nicht im Zuge seines Wesens; sie wurden ihm vielmehr von außen angetragen, als man unter den Nächststehenden keinen sah, dem man zutraute, daß er die verworrenen Verhältnisse meistern würde, wohl aber in seiner ruhig und gerecht, leidenschaftslos und doch fest abwägenden, in klugem Rat und in reicher parlamentarischer Tätigkeit vielfach bewährten, der Dinge und Menschen kundigen Art die rechte Vermittlernatur gefunden zu haben glaubte, der alle Vertrauen entgegenbrachten. Vor allem von seinem Kanzlerjahr, von dessen persönlichem äußeren und inneren Verlauf

das jüngst erschienene Buch des Sohnes: „Ein Jahr in der Reichskanzlei“ (Freiburg 1919) ein anschauliches Bild gibt, gilt das, von jener letzten und höchsten Etappe seines tätigen Lebens, wo er in strengem Pflichtgefühl das Letzte seiner Kraft einsetzte, bis ein Verbleiben im Amt Untreue gegen sich und seine Überzeugung geworden wäre. Ob es freilich für den Vierundsiebzigjährigen ein Glück war, daß er damals jenem Rufe folgte, ob ein anderer, mehr auf den Kampf Angelegter, dem Laufe der Dinge eine glücklichere Wendung hätte geben können, wer will das schon jetzt im Streite der Auffassungen über die Wahrheit und den Wert des Geschehenen, über den Umfang und die Grenzen des damals noch Möglichen, über die Aufgaben der Zukunft, entscheiden?

Aber selbst der Mann der Wissenschaft kann hier nur unvollkommen gewürdigt werden. Vieles und zum Teil das Bedeutungsvollste von Hertlings Wirken für die Wissenschaft lag eben nicht in seinem gelehrten Forschen, wie es in seinen Schriften niedergelegt ist und wie es in den Arbeitsbereich unserer Akademie sich einfügt, sondern in den Anregungen, die in allgemeinen Kulturfragen und Kulturbewegungen von seiner Persönlichkeit und seinem persönlichen Schaffen ausgingen. Nicht nur bei seiner politischen Tätigkeit ist das der Fall, die sich erst später stark der auswärtigen Politik zuwandte, vorher dagegen vorzugsweise auf dem Gebiete der Sozialpolitik bewegte, wo ja eine gegenseitige Befruchtung von Theorie und Praxis, Wissenschaft und Leben für den in die politische Betätigung hineingezogenen strengen Wissenschaftler nahe lag; vielmehr gilt dieses ebensosehr und ganz besonders auch von seiner Stellung zu den religiösen, kirchlichen und kirchenpolitischen Bewegungen und Problemen. Der Fernerstehende sah in Hertlings Wirken auf diesen Gebieten vielfach nur den Vertreter kirchlicher und religiöser Interessen. Nun war Graf Hertling gewiß eine tief religiöse, von treuer und wahrer Liebe zu seiner Kirche erfüllte Natur. Auch dem, der im Leben ihm nicht näher stand, geben dafür seine vom Sohne herausgegebenen selbstverfaßten „Erinnerungen aus meinem

Leben“ (I, Kempten und München 1919) einen tiefen Blick in seine Seele. Daß „zwischen der von der Kirche getragenen Offenbarung und den Ergebnissen echter Wissenschaft niemals ein Widerspruch bestehen kann, vielmehr Glaube und Wissenschaft einander wechselseitig fördern und ergänzen“: an dieser so 1876 formulierten Devise hält er in gläubigem Vertrauen allezeit fest. Aber man erfaßt ihn, sein Wirken und Wollen, doch nur halb, wenn man übersieht, wie all sein Streben und Kämpfen auf diesem Felde nach der anderen Seite hin zugleich eine Arbeit für die von ihm nicht minder heißgeliebte Wissenschaft, für die wissenschaftliche Wahrheit war. Mag er in einer Rede (1896) die Ursachen untersuchen, die bei der Fortentwicklung der Wissenschaften den katholischen Volksteil in Deutschland vielfach ins Hintertreffen gebracht haben, mag er aus Anlaß einer Tagesfrage eine grundsätzliche Erörterung über „das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft“ anstellen (1899), mag er den hundertjährigen Geburtstag von Joseph Görres durch die im Verein mit wenigen Freunden erfolgte Gründung einer „Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland“ feiern (1876), mag er über die Errichtung einer katholischen theologischen Fakultät an der Universität Straßburg als Abgesandter der Regierung mit der Kurie verhandeln — um nur einige Data zu nennen —: stets ist sein Blick zugleich darauf gerichtet, seinen vielfach behinderten Konfessionsverwandten, überängstlichen Stimmungen gegenüber, die Scheu vor der selbständigen Pflege der Wissenschaft zu nehmen, sie zu dieser, unter Überwindung aller satten Bequemlichkeit, anzufeuern und ihnen für dieselbe neue Möglichkeiten zu eröffnen.

In der Wissenschaft erblickt schon der junge Hertling seine Bestimmung. Die Philosophie, zu der ihn sogleich in seinem ersten Semester die anfängliche Absicht, der Theologie sich zu widmen, hingeführt hatte, hält ihn zeitlebens fest. Ihr bleibt er auch dann treu, als er, schon während seiner Studien, zur Vorbereitung auf eine praktische seelsorgerliche Tätigkeit und für diese selbst keinen Beruf in sich verspürt, und noch

als Minister beschäftigen ihn Pläne für die Herausgabe seiner Vorlesungen über Metaphysik. Die Philosophie aber verengt sich ihm nicht zu einer besonderen Fachwissenschaft; sie ist ihm wissenschaftliche Welt- und Lebensanschauung, die als Metaphysik und Ethik zugleich mit der Religion in engem Zusammenhange steht. Als solche ist sie ihm, wie seinem Lehrer Trendelenburg nach einer oft zitierten Stelle im zweiten Vorwort zu dessen „Logischen Untersuchungen“, nicht etwas, dessen Prinzip erst neu gefunden werden müßte. Auch ihm war dieses Prinzip in der organischen Weltanschauung gegeben, wie sie sich in Plato und Aristoteles gründete, in wachsender Vertiefung und Verbreiterung, zugleich im Zusammenhang mit den realen Wissenschaften, bei den großen Denkern der Folgezeit weiter sich gestaltete und im Zusammenhalte mit ihren historischen, realen und religiösen Grundlagen weiterhin zu entwickeln ist. Indes, gibt Hertling auch nie den Zusammenhang mit der Philosophie der Vorzeit preis, so ist er doch keineswegs für eine einfache Repristination derselben, auch nicht etwa des aristotelischen oder des thomistischen Systems. Auch die Philosophie der Vorzeit muß aus ihren historischen Bedingungen begriffen werden, wollen wir zu einer gerechten Beurteilung derselben kommen, die sich weder vom Vorurteil einer alles besser wissenden Gegenwart zu einer Verwerfung in Bausch und Bogen hinreißen läßt, noch, gefesselt „vom edlen Rost des Altertums“ (ein von Hertling mehrfach wiederholtes Lotzesches Wort), auf Autorität und nicht auf Gründe hin, unbesehen in ihre Dienstbarkeit begibt. Und anderseits erwachsen der Philosophie stets neue Aufgaben, deren Lösung sie unter neuen Gesichtspunkten vom festen Grunde aus durch eigene Energie und selbständige Forschung zu erarbeiten hat. Im Zusammenwirken sachlicher und historischer Forschung sucht Hertling diese Doppelaufgabe zu lösen. Auch die historische Arbeit steht darum bei ihm durchweg unter sachlichem Gesichtspunkt — freilich ohne daß dieses je, wie bei so vielen anderen aus älterer oder neuester Zeit, zu einer perspektivischen Zurechtschiebung aller Linien auf den Zielpunkt

des eigenen Systems führte —, sei es, daß es sich um eine sachliche Wertung des historisch Gegebenen auf Grund der Analyse seiner Werdebedingungen handelt, sei es, daß das geschichtlich Gegebene für das Verständnis der sachlichen Problemstellungen herangezogen wird. „Historische Beiträge zur Philosophie“ ist darum die Aufschrift seiner gesammelten philosophiegeschichtlichen Abhandlungen (1914); denn auch hier, wie in Trendelenburgs gleichbetitelten Sammlungen, „geht die Absicht dahin, für die Erforschung und Beurteilung der Geschichte zu wirken und das Ergebnis für die gegenwärtige Philosophie nutzbar zu machen.“

So ist Graf Hertling der Philosoph geworden, der, ohne ein großes neues System aufzustellen oder eine umfassende geschichtliche Gesamtdarstellung zu bieten, doch durch eine in ihrer Gesamtheit sehr bedeutende Zahl systematischer und historischer Arbeiten eine Fülle von Anregungen gab in Fragen der Metaphysik und Naturphilosophie, der Erkenntnistheorie, wie nicht minder der Rechts-, Staats- und Gesellschaftsphilosophie und der zugleich auf historischem Gebiete zur Aufhellung von Einzelercheinungen wie von ganzen Entwicklungen vieles geschaffen hat, das in sich von bleibendem Werte ist und zum Teil, wie sein für die Entstehungsgeschichte der Scholastik hochbedeutender „Albertus Magnus“ (1880, ² 1914), für die weitere Forschung als Vorbild und Programm erscheinen konnte.

In den Einzelinhalt dieses Schaffens und eine Analyse der einzelnen Arbeiten kann ich hier nicht eintreten; ich darf dafür auf die Skizzen verweisen, die ich anderswo von seinem philosophischen Gesamtwerk und von seiner Staatsphilosophie im besonderen zu geben versucht habe.¹⁾ Hier beschränke

¹⁾ Über Hertlings philosophisches Gesamtwerk gab ich eine Übersicht bei Gelegenheit einer Anzeige der philosophischen Festschrift von Schülern und Verehrern zu seinem 70. Geburtstag („Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte“, Freiburg 1913) in der „Deutschen Literaturzeitung“ 1918, 3 ff., eine Darstellung Hertlings als Staatsphilosophen in der Zeitschrift „Der Wächter“ des Eichendorff-

ich mich auf einige allgemein charakterisierende Worte über sein Werden und Sein.

Für Hertlings Werden waren vor allem drei Männer von richtunggebendem Einfluß: der früh vollendete Franz Friedrich Clemens in Münster, Trendelenburg in Berlin und — freilich nur in den Anfängen — sein um wenige Jahre älterer Vetter Franz Brentano in Würzburg. Hatte Clemens, der als einer der ersten in Deutschland in der Auseinandersetzung mit der Lehre Anton Günthers, dieser Parallelerscheinung zum Schellingianismus innerhalb der katholischen Theologie, wieder an die Vorzeit anknüpfte, ihn an Thomas von Aquino und die scholastische Lehre des Suarez herangebracht, Franz Brentano ihn, wie auf Aristoteles, so auf das der streng thomistischen Dominikanerschule entstammende Lehrbuch des Anton Goudin hingewiesen, so wurde er durch Trendelenburg in der streng quellenmäßigen Erforschung der Philosophiegeschichte und dem historischen Verständnis und der historischen Würdigung der aristotelischen Lehre heimisch und wohl auch schon damals in der ethischen Begründung und Normierung des Rechts- und Staatslebens befestigt, der Trendelenburg im Anschluß an Aristoteles und in Übereinstimmung mit der Vorzeit in seinem „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik“ einen nachhaltigen Ausdruck gegeben hat. Aristoteles und Thomas sind seitdem in wachsender Vertiefung und kritischer Durchdringung für ihn ein unverlierbarer Besitz geblieben, besonders was die Grundgedanken der aristotelisch-thomistischen Metaphysik und metaphysisch fundierten Wahrheits- und ethischen Wertlehre anlangt, während in der Naturphilosophie und Psychologie ihn der Zusammenhang mit der Entwicklung der realen Wissenschaften gar manches an jenen scharf bekämpfen läßt.

Zu jenen persönlichen Eindrücken trat dann bald ähnlich stark ein anderer freilich nur literarisch vermittelter, der Hermann Lotzes, des Schildhalters einer antimaterialistischen Meta-

Bundes, Bd. I, München 1918, 44—52. Für Hertlings Teilnahme an den von mir begründeten „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ verweise ich auf meinen Nachruf im XVIII. Bande (1919),

physik, dessen Schriften, die Logik, Metaphysik und der Mikrokosmos, auf ihn den stärksten Eindruck machten und dessen er auch in seinen Lebenserinnerungen (190 f., 260) mit höchster Anerkennung gedenkt. In Lotzeschem Geiste ist das Werk gehalten, in welchem Hertling gegenüber dem mächtig anstürmenden Materialismus, äußerlich anknüpfend an eine damals viel beachtete Rede Du Bois Reymond's, aber im Positiven über diese hinausgehend, die auf aristotelisch-thomistischer Grundlage erwachsene theistisch-teleologische Weltanschauung verteidigt: „Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung“ (1875). Lotzesche Anregungen sind aber auch sonst vielfach bei Hertling zu verfolgen. So schon in der Kritik der aristotelischen Ursachenlehre, die in seine erste größere historische Schrift „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles“ (1871) eingefügt ist und die einen dauernd wertvollen Bestandteil derselben bildet. Aristotelische und Lotzesche Elemente verbinden sich in Hertlings erkenntnistheoretischer Auffassung, die er als „kritischen Realismus“ bezeichnet: eine fein und gediegen durchgeführte Form jener allseitig abwägenden Grundanschauung, auf die in der Gegenwart aus so manchen Voraussetzungen und Bewegungen heraus die Fäden wieder konzentrisch zusammenschießen.

Am bekanntesten und anerkanntesten in der Gelehrtenwelt ist der Historiker Hertling. Seine Tätigkeit hier ist von großer Vielseitigkeit. Aristoteles, Augustin, Albert d. Gr., Thomas von Aquino, Descartes, Locke — um nur die Hauptsachen zu nennen — sind von ihm behandelt. Nicht der Stoff als Stoff zieht ihn an; stets ergreift er das darin waltende Leben, den philosophischen Gedanken. Zwar weiß er auch rein literarische Quellenuntersuchungen mit Scharfsinn zu führen, wie wenn er die Abfassungszeit von Wilhelm von Moerbekes Übersetzung der Aristotelischen Politik oder von Thomas Opusculum de spiritualibus creaturis bestimmt. Auch die Persönlichkeit als den Einheitsgrund ihrer mannigfachen geistigen Lebensäußerungen weiß er in zusammenfassender Schau zu erfassen, wie in seiner trefflichen Monographie über Augustin (1902), von

dessen so ganz persönlichen „Bekanntnissen“ er zugleich eine klassische Übersetzung erscheinen ließ (1905). Aber sein Hauptaugenmerk geht doch auf das Ideengeschichtliche, dessen Werden und Gehalt, dessen Wert und Bedeutung. Wenn er z. B. in seinen „Augustinuszitaten bei Thomas von Aquin“ (1904) einen anscheinend rein literarischen Gegenstand behandelt, so weiß er doch bedeutsame ideengeschichtliche Resultate hervorzuholen. Nicht anders, wenn er in seinem „Albertus Magnus“ (1880) die Gesichtspunkte entwickelt, unter denen die Rezeption des Aristoteles, gewissermaßen seine Christianisierung, sich vollzieht. Oder wenn in seinem „John Locke und die Schule von Cambridge“ (1892) der Schwerpunkt und das bleibende Resultat in dem der traditionellen Auffassung gegenüber geführten Nachweis liegt, wie wenig der Begründer und angeblich konsequente Vertreter des Empirismus dem rationalistischen Einschlag einer ursprünglichen ideellen Gegebenheit sich völlig entziehen konnte.

Den wirkungsvollsten Teil von Hertlings literarischem Schaffen aber machen seine Schriften zur Rechts-, Staats- und Gesellschaftsphilosophie aus, eine kurze, aus Vorlesungen hervorgegangene Gesamtdarstellung (1906) und eine große Zahl von Einzelabhandlungen und von Vorträgen, unter denen die für seine Theorie grundlegende Schrift „Naturrecht und Sozialpolitik“ (1893) von besonderer Bedeutung ist (die wichtigsten vereinigt in den beiden Sammlungen: Aufsätze und Reden sozialpolitischen Inhalts, 1884, und: Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik, 1897). Sie sind das Ergebnis der Zeit, in der Hertling die politische Tätigkeit mit der des akademischen Lehrers und des Forschers verband. Er selbst hat diese Verbindung gelegentlich als Zersplitterung und Ablenkung auch drückend empfunden. Aber was für eine weniger umfassende, weniger konzentrationsfähige Natur vielleicht zu einer Schädigung geführt hätte, das führte bei ihm eine wertvolle Durchdringung der verschiedenen Aufgaben herbei. Dem Politiker, insbesondere dem Sozialpolitiker, gab die wissenschaftliche Arbeit des Lehrers und Forschers die innere Festigkeit und unverrückbare

Zielstrebigkeit, die nicht von den wechselnden Situationen des Augenblicks sich beherrschen läßt, sondern überall auf die bleibenden Grundlagen der Sittlichkeit und des Rechts zurückgeht. Dem Forscher erwuchs aus der praktischen Tätigkeit des Politikers eine Bereicherung seiner theoretischen Interessen, die sich besonders gegenüber einer den Staat enge auf die Rechtspflege beschränkenden Auffassung in der scharfen Herausarbeitung und kritischen Durchleuchtung auch der sozialen Aufgaben des Staates zeigte. Das aber ist der stets wiederkehrende Grundgedanke aller dieser Ausführungen: Recht, Staat und Gesellschaft sind einzufügen in die sittliche Ordnung. In diesem Sinne ist auch der Gedanke des Naturrechts nicht veraltet. Hinsichtlich der sozialen Fürsorge aber sind die zwei Extreme zu vermeiden: die Theorie des Gehenlassens sowohl, die alles dem Spiel der freien Kräfte überlassen will, wie das entgegengesetzte Prinzip, welches alles Zweckdienliche und politisch Erstrebenswerte eben darum schon auch zum Gegenstande einer naturrechtlichen Forderung machen möchte.

So steht Graf Hertling vor uns, eine in sich geschlossene, einheitliche Natur, in dessen Lehre wie in dessen Leben alle Elemente auf dem Grunde des Ethos zu harmonischer Synthese sich fügen.

Clemens Baeumker.

Am 9. Oktober 1918 starb das korrespondierende Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse Dr. Josef von Karabacek, ehemals Professor der Geschichte des Orients an der Universität und langjähriger Vorstand der Hofbibliothek zu Wien. Nach seinen Beiträgen zur Geschichte der Mazjaditen (1874), in welchen er auf Grund einer Inschrift und der handschriftlichen Überlieferung die Geschichte dieses arabischen Stammes zu rekonstruieren suchte, betrat er mit dem Buche: Die persische Nadelmalerei Susandschird (1881), einer wertvollen Monographie über einen der wichtigsten Zweige des persischen Kunstgewerbes, das Gebiet der muhammedanischen Kunstgeschichte nebst Paläographie und Numismatik, dem er von da an seine Tätigkeit fast ausschließlich gewidmet hat.

Hier waren es die so überraschenden Funde von el-Faijūm aus der ersten Zeit der Araberherrschaft in Ägypten — bald vom Erzherzog Rainer erworben und später der Hofbibliothek überwiesen —, um deren Bearbeitung sich Karabacek ganz hervorragende Verdienste erworben hat. Das geschah in einer Reihe von Abhandlungen, die mit dem Jahre 1882 einsetzen und zum Teil in der Österreichischen Monatsschrift für den Orient und den Schriften der Wiener Akademie erschienen sind, namentlich aber in den sechs Bänden der von ihm redigierten Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer (1887—1897). Sie enthalten wichtige Beiträge zur Geschichte Ägyptens in der Zeit des Überganges von der byzantinischen zur arabischen Herrschaft und unter den eigenen Arbeiten Karabaceks namentlich seine bahnbrechenden (später mehrfach ergänzten) Untersuchungen über das arabische Papier; diese haben im Verein mit den direkt an sie anschließenden Forschungen des Botanikers Julius Wiesner in den Anschauungen von der ältesten Geschichte des Papiers einen vollständigen Umsturz herbeigeführt.

Aus den Schriften der Wiener Akademie ist ferner neben kleineren Stücken vor allem der ungemein vielseitige Zyklus von sieben Abhandlungen zur Orientalischen Altertumskunde (1907 ff.) zu nennen, namentlich aber seine letzte weitestgreifende Arbeit: Abendländische Künstler zu Konstantinopel im 15. und 16. Jahrhundert, I (1918), deren zweiten Teil zu vollenden ihm nicht mehr vergönnt war.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß Karabacek zu Alois Musils Monumentalwerk über das Khalifenschloß Kuşejr 'Amra (1907) mehrere Abschnitte beigesteuert hat, die freilich zum Teil berechtigten Widerspruch hervorgerufen haben.

Vgl. C. v. P. im Monatsblatt der Numismatischen Gesellschaft in Wien, Nr. 425, 11. Band (Nr. 12), Dezember 1918, S. 74—77.

E. Kuhn.

Am 30. Oktober 1918 starb zu Leipzig das korrespondierende Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse Professor Dr. **Ernst Windisch**. Vielseitig vorgebildet — er war ein Schüler von H. Brockhaus, G. Curtius und F. Zarncke und begann seine wissenschaftliche Laufbahn mit Untersuchungen über die homerischen Hymnen (1867), die Quellen des altsächsischen Heliand (1868) und den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen (1869) — erhielt er durch einen einjährigen Aufenthalt in England die Richtung auf indische und keltische Philologie, welche beide er, ohne anderweitige sprachliche Fragen außer acht zu lassen, fortan in seinen Schriften wie in seiner langen, bis zuletzt erfolgreichen Lehrtätigkeit hervorragend gefördert hat. Frühzeitig beschäftigte ihn die Entstehung des indischen Dramas, die er in der Abhandlung über den griechischen Einfluß im indischen Drama (1882) eingehender erörterte und damit Fragen in Gang brachte, mit denen die Forschung sich seitdem zu beschäftigen nicht aufgehört hat. Seine religionsgeschichtlichen Interessen bekundete er durch die sorgsame Herausgabe jinitischer und buddhistischer Texte (1874 und 1889) sowie durch mehrere gründliche Abhandlungen, von denen die über Māra und Buddha (1895), über den sprachlichen Charakter des Pāli (1906) und über die Komposition des Mahāvastu (1909) als besonders wertvolle Beiträge zur Geschichte der buddhistischen Überlieferung zu betrachten sind; auch die zunächst für Vorlesungszwecke bestimmte sorgfältige Ausgabe von Zwölf Hymnen des Rigveda mit Sāyanas Kommentar (1883) ist in diesem Zusammenhange zu nennen, insofern sie Windischs Ansicht von der hohen Bedeutung der einheimischen Exegese für das richtige Verständnis der alten Vedalieder entschieden zum Ausdruck bringt.

Wichtig für die Geschichte der indischen Philosophie ist die sorgfältige Beschreibung der philosophischen Handschriften im 4. Bande des Catalogue of the Sanskrit Manuscripts in the Library of the India Office (1894).

Auf dem Gebiete des Keltischen gab Windisch durch seine Kurzgefaßte irische Grammatik mit Lesestücken (1879), namentlich aber durch die bald darauffolgenden Irischen Texte mit Wörterbuch (1880) dem Studium des Altirischen eine feste Grundlage; das genannte Wörterbuch ist überhaupt der erste Versuch einer kritischen Bearbeitung des altirischen Wortschatzes. Diesem Buche folgte später eine im Verein mit Wh. Stokes herausgegebene zweite und dritte Serie Irischer Texte. Durch die Übersetzung des *Táin bó Cūalnge* (1905) wurde eine der wichtigsten und umfangreichsten irischen Helden-sagen einem größeren Kreise zugänglich gemacht. Die Untersuchung: Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur (1912) sucht die Grundlagen der historischen Überlieferung Britanniens kritisch festzustellen. Von den vielen Einzelabhandlungen zur keltischen Grammatik verdient wegen ihrer Wichtigkeit für die Frage des italischen Passivums die über die Verbalformen mit dem Charakter R im Arischen, Italischen und Keltischen (1887) besonders hervorgehoben zu werden.

Wie allseitig Windisch das Keltische überschaute, zeigt der Artikel über Keltische Sprachen (1884), der in Ersch und Grubers Enzyklopädie vergraben leider viel zu wenig bekannt geworden ist.

Die letzten Jahre seines arbeitsreichen Lebens hat Windisch mit nie ermattendem Fleiße der Geschichte der Sanskrit-Philologie und indischen Altertumskunde gewidmet, die er für den Grundriß der indo-arischen Philologie übernommen hatte. Reichhaltigkeit des Inhalts und objektives Urteil sind die auszeichnenden Eigenschaften des mühevollen Werkes, dessen Vollendung der Verfasser nicht mehr erleben sollte: die letzten Bogen des zweiten Bandes standen im Satz, als der Tod seinem Schaffen ein Ziel setzte.

Vgl. Max Förster und E. Hultzsch in der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. 73, S. 183—88. Ecce der Crucianer 1918 (Dresden, Druck von C. R. Gärtner) S. 14. A. A. Macdonell und Robin Flower im Journ. of the R. Asiat. Soc. 1919, S. 299—306. — Ein vollständiges Verzeichnis von Windischs Schriften bis zum Jahre 1914 findet sich in der ihm damals gewidmeten Festschrift (s. dazu noch M. Förster a. a. O. S. 185).

E. Kuhn.

In der Neujahrsnacht 1919 starb in Zürich das korrespondierende Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse **Hugo Blümner**, Professor an der Universität Zürich. Seit dem Jahre 1916 gehörte er unserer Akademie an, zu deren Veröffentlichungen er in den Sitzungsberichten des Jahres 1918 die Abhandlung „Fahrendes Volk im Altertum“ beigesteuert hat.

Geboren 1844 zu Berlin, ebendort und in Bonn ausgebildet, wirkte er seit 1870 in Breslau als Privatdozent, dann in Königsberg kurze Zeit als Extraordinarius der Archäologie. 1877 folgte er einem Ruf als Ordinarius nach Zürich; dieser Hochschule und seiner Adoptivheimat ist er, wiewohl im Herzen stets enge mit dem deutschen Vaterland verbunden, treu geblieben bis an sein Lebensende. Von vornherein war sein Augenmerk nicht sowohl auf die kunstgeschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Probleme der Archäologie als auf die antike Technik und die literarische Überlieferung als Quelle archäologischer Forschung gerichtet; auch als er den Süden aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, änderte sich das nicht. So kann er als Fortsetzer von Bestrebungen seines Bonner Lehrers Otto Jahn gelten. Als Verfasser des gewaltigen, heute bei dem wieder erwachenden Interesse für antike Technik neue Wertschätzung genießenden Werkes „Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern“ (4 Bde., 1875—1884) ist er berühmt geworden. Eine Neubearbeitung hat 1912 der 1. Band erfahren; das Werk als Ganzes ist heute noch nicht überholt und schon deshalb der Forschung unentbehrlich. Musterhafte Durcharbeitung der antiken Quellen verleiht dem Werke eine unübertreffliche Zuverlässigkeit. Diese Beherrschung des Stoffes zeichnet auch die an Zahl und Umfang höchst stattliche Reihe von Büchern aus, in denen Blümner verwandte — freilich auch zum Teil über diesen Stoffkreis weit hinausliegende — Gebiete behandelte, so die „Griechischen Privataltertümer“ (1881 im K. Fr. Hermannschen Lehrbuch), die „Römischen

Privataltertümer“ (1911 im Iw. v. Müllerschen Handbuch). Ja auch die mit Hitzig zusammen unternommene, 1896—1910 erschienene große kommentierte Ausgabe des Pausanias darf man in diesen Kreis hereinziehen, wiederum ein der Forschung unentbehrlich gewordenes Hand- und Hilfsbuch.

In all diesen Leistungen zeigt sich Blümner mindestens ebenso sehr als Philologe von hohem Rang wie als Archäologe, entsprechend eben den guten Traditionen Jahnscher Schule. Wären die angeführten Bücher sein ganzes Lebenswerk, es wäre wahrhaftig unverächtlich. Aber nicht nur daß sich um diese Hauptwerke eine Anzahl mehr populärer Darstellungen gruppiert, nicht nur, daß seiner Feder wertvolle Einzeluntersuchungen — genannt sei die in Gemeinschaft mit Th. Mommsen 1893 bearbeitete Ausgabe des sog. diokletianischen Maximaltarifs — und textkritische Beiträge namentlich zu den als Quellen der Privataltertümer wichtigen Autoren, Petron, Apuleius, Plutarch, Lukian, verdankt werden; Blümner hat nebenher auch mit hellen Augen und feinem Gefühl die Sprache als künstlerisches Werkzeug beobachtet und über die bildliche Ausdrucksweise antiker Schriftsteller wertvolle Sammlungen veröffentlicht (Studien zur Geschichte des Metapher im Griechischen (1891), Die Metapher bei Herodot) und angeregt; ja auch auf unsere Muttersprache wendet er diese Betrachtungsweise an: eine wohlbekannte Frucht davon ist (1891) das Buch „Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck“.

So ist mit Blümner ein Gelehrter von imponierendem Fleiß und erquickender Weite des Interesses und ein anerkannter Führer auf einem wichtigen Teilgebiet der Altertumsforschung von uns gegangen.

A. Rehm.

Am 29. Juli 1919 starb zu Leipzig im 71. Lebensjahr der ordentliche Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Leipziger Universität Geheimer Rat **Karl Brugmann**. Was nur wenigen Auserwählten vom Schicksal vergönnt ist, war ihm beschieden: er hat einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung seiner Wissenschaft ausgeübt. Als bahnbrechender Forscher wie als weitschauender Organisator wird er in ihrer Geschichte fortleben.

Wie Franz Bopp, der Begründer der idg. Sprachwissenschaft, ist auch Karl Brugmann ein Kind des rheinischen Landes. Am 16. März 1849 wurde er zu Wiesbaden als Sohn des spätern Staatskassendirektors Wilhelm Brugman geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog Ostern 1867 die Universität Halle, um Philologie zu studieren, siedelte jedoch schon im folgenden Jahre nach Leipzig über. Hier schloß er sich vor allem an Georg Curtius an; die vergleichende Sprachwissenschaft trat in den Mittelpunkt seiner Studien. Davon legt seine 1871 erschienene Doktorarbeit *De Graecae linguae productione suppletoria* Zeugnis ab. Auch der Gedanke an die akademische Laufbahn tauchte schon damals in ihm auf; doch lag die Erfüllung dieser Hoffnung noch in weitem Felde. Zunächst galt es, an die Sicherung der Zukunft zu denken. Deshalb legte er im Frühjahr 1872 in Bonn das philologische Staatsexamen ab. Nachdem er ein Jahr am Wiesbadener Gymnasium tätig gewesen war, wurde er als Oberlehrer am Nicolai-Gymnasium zu Leipzig angestellt. Ostern 1877 gab er sein Amt auf, um den niemals aus dem Auge verlorenen Plan auszuführen und sich für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Leipziger Universität zu habilitieren. Die Probevorlesung fand am 18. Mai 1877 statt. Von 1878 ab war Brugmann zugleich als Assistent am kaiserl. russ. phil. Seminar tätig. 1882 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, 1884 als Ordinarius nach Freiburg i. Br. berufen. Doch schon 1887 kehrte er nach Leipzig zurück, wo ihm die neubegründete

Professur für idg. Sprachwissenschaft übertragen wurde. 32 Jahre hat Brugmann in Leipzig gewirkt. Er hat hier eine ungemein fruchtbare Tätigkeit als Forscher wie als Lehrer entfaltet, Schüler aus aller Herren Länder in großer Zahl um sich gesammelt und Leipzig zu einem Mittelpunkt der idg. Sprachforschung gemacht.

Brugmanns schriftstellerische Tätigkeit ist so umfangreich und vielseitig, daß es unmöglich ist, an dieser Stelle auch nur einen flüchtigen Überblick zu geben; beträgt die Zahl seiner Veröffentlichungen doch über 400! Nur auf das Wichtigste kann in aller Kürze hingewiesen werden.

Die frühesten Arbeiten Brugmanns bewegen sich noch ganz in den Gedankengängen seines Lehrers Curtius. Erst die beiden im 9. Bande von Curtius' Studien veröffentlichten Untersuchungen *Nasalis sonans* in der idg. Grundsprache und *Zur Geschichte der stammabstufenden Deklinationen* tragen das Gepräge voller Selbständigkeit; sie stellen Brugmann sogleich in die vorderste Reihe der Sprachforscher.

Angeregt durch Ostoffs kurz vorher geführten Nachweis eines idg. silbischen *r*, schrieb Brugmann der Grundsprache auch silbische Nasale zu und löste durch diese Annahme mit einem Schlag eine ganze Reihe von Rätseln des idg. Vokalismus wie der idg. Stammbildung; Ordnung und Gesetz wurden sichtbar, wo eben noch Willkür und Verwirrung zu herrschen schien, und nach allen Seiten eröffneten sich der Forschung weite Ausblicke.

Die schon im 9. Bande der Studien begonnene Untersuchung der Stammbastufung führte Brugmann 1877 in seiner Habilitationsschrift weiter, die wertvolle Beiträge zur Geschichte der *-as-*, *-jas-* und *-vas-* Stämme bietet. Sie ist neben mehreren kleinern Aufsätzen im 24. Bande von Kuhns Zeitschrift für vgl. Sprachforschung erschienen.

Im folgenden Jahre begründeten die beiden Freunde Osthoff und Brugmann die Morphologischen Untersuchungen. Diese sollten der Erforschung des idg. Formenbaus dienen. Den ersten Band eröffnete ein von Brugmann verfasstes Vorwort, ein von

jugendlicher Begeisterung erfülltes 'Glaubensbekenntnis', das die Grundsätze der 'junggrammatischen' Richtung (wie sie Brugmann, an ein Scherzwort Zarnckes anknüpfend, nannte) im Zusammenhang darlegte. Dieses Manifest fand lebhafteste Zustimmung, heftigen Widerspruch. Es ward der Ausgangspunkt langer, erbitterter Kämpfe. Heute sind diese längst verstummt. Die einst so stark befehdeten Anschauungen sind zum Gemeingut der Wissenschaft geworden, freilich nicht ohne im Lauf der Jahre mancherlei Einschränkungen, Erweiterungen, Umbildungen erfahren zu haben.

Bis zum Jahre 1881 erschienen in rascher Folge drei weitere Bände der Morphologischen Untersuchungen, deren Kern die Beiträge Brugmanns bilden; ein 5. Band ist 1890, der Schlußband 1910 erschienen.

Das Jahr 1882 brachte in den Litauischen Volksliedern und Märchen aus dem preußischen und russischen Litauen den Ertrag einer mit Leskien unternommenen Studienreise. Der Löwenanteil des Buches fällt Brugmann zu; ihm verdanken wir die reiche Märchensammlung.

Das einst so nahe Verhältnis Brugmanns zu seinem Lehrer Curtius hatte seit dem Jahre 1876 eine empfindliche Störung erfahren; denn Curtius stand den Entdeckungen Brugmanns ablehnend gegenüber, ja er erblickte in ihnen eine Gefahr für die ruhige Entwicklung seiner Wissenschaft. Dieser Anschauung gab er 1885 in der Schrift Zur Kritik der neuesten Sprachforschung auch vor der Öffentlichkeit Ausdruck und suchte in eingehender Erörterung die Unhaltbarkeit der neuen Lehre darzutun. Brugmanns Antwort Zum heutigen Stand der Sprachforschung (1885) setzt sich mit den Einwänden des Gegners in strenger Sachlichkeit auseinander und faßt noch einmal die leitenden Gedanken seiner Forschung mit musterhafter Klarheit zusammen.

Entzog sich auch Brugmann niemals dem Kampf, wenn er ihm aufgezwungen ward, so entsprach doch die ruhige, stetige Arbeit des Aufbaus ungleich mehr seiner Neigung. Das lehren die Veröffentlichungen der folgenden Jahre. An

ihrer Spitze steht die 1885 zum erstenmal erschienene Griechische Grammatik in Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Sie ist dadurch bedeutungsvoll, daß sie neben der Laut- und Formenlehre auch die Syntax behandelt. Während die erste Auflage nur 126 Seiten umfaßt, ist die 1900 erschienene 3. Auflage zu einem Band von 632 Seiten angewachsen. Die Bearbeitung der 4. Auflage (1913) hat Brugmanns einstiger Schüler, der unserer Wissenschaft leider allzufrüh entrissene Albert Thumb übernommen. Das Werk ist die vollständigste Grammatik einer idg. Einzelsprache, die in neuerer Zeit erschienen ist. Das feine Gefühl für die Fragen der Syntax, das überall zu Tage tritt, überraschte bei einem Forscher, der sich bisher fast ausschließlich auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre betätigt hatte.

Nur ein Jahr später, im Herbst 1886, erschien ein neues großes Werk aus Brugmanns Feder, der erste Band des Grundrisses der vergl. Grammatik der idg. Sprachen, der die Lautlehre enthält.

Zweimal schon war der Versuch gemacht worden, die Grammatik der idg. Sprachen im Zusammenhang darzustellen: Bopps geniale Vergleichende Grammatik (1. Auflage 1833–1852) bedeutet eine Entdeckungsfahrt nach unbekannten Welten, wie sie kühner nicht gedacht werden kann, während Schleichers Kompendium (1. Aufl. 1861/2) mit seinen langen Paragraphenreihen einem Gesetzbuch vergleichbar ist, welches das geltende Recht in feste Formeln faßt.

Brugmanns Grundriß hält die Mitte zwischen beiden Extremen und verbindet aufs glücklichste Forschung und Darstellung mit einander. Die Beherrschung der gewaltigen Stoffmassen ist bewundernswert: in vollendeter Klarheit und Übersichtlichkeit baut sich das Ganze vor uns auf. Der Wert des Werkes beruht nicht minder in der Fülle der Anregungen, die es bietet, als in der Übersicht über die bisherigen Forschungsergebnisse, ihrer Ergänzung und Weiterführung.

Schon 1893 lagen Laut- und Formenlehre abgeschlossen vor. Die Bearbeitung der Syntax hatte Delbrück übernommen; sie erschien in drei starken Bänden von 1893 bis 1900.

Der Erfolg von Brugmanns Grundriß war überraschend: schon 1897 begann die zweite, stark erweiterte Auflage zu erscheinen; 1916 konnte der Schlußband der Formenlehre ausgegeben werden. Die Anlage ist unverändert geblieben, die Ausführung stellt ein neues Werk dar. Von der ersten Auflage unterscheidet sich die zweite vor allem dadurch, daß sie aus der Syntax die Lehre vom Gebrauch der Wortformen übernommen hat.

Neben den bändereichen Grundriß stellte Brugmann in den Jahren 1902—4 die Kurze vergl. Grammatik, deren meisterhafte Satzlehre das Entzücken des Kenners ist.

Seit dem Herbst 1891 gab Brugmann gemeinsam mit dem Unterzeichneten die Indogermanischen Forschungen heraus, eine Zeitschrift für idg. Sprach- und Altertumskunde. Die Bände erschienen in rascher Folge: beim Tode Brugmanns war bereits der 38. Band erreicht. In den Forschungen sind zahlreiche Arbeiten Brugmanns erschienen. Daneben geht eine Reihe von Untersuchungen her, die zumeist in den Sitzungsberichten und den Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht wurden. Ich nenne hier eine Gruppe von Aufsätzen, die sich mit der Geschichte der altitalischen Dialekte beschäftigt: Umbrisches und Oskisches (Sitzungsber. 1890), Zur umbrisch-samnitischen Grammatik und Wortforschung (ebd. 1893), Osk. *aikdāfed* und Verwandtes (ebd. 1897). In den Abhandlungen finden sich die beiden wichtigen Untersuchungen über die idg. Demonstrativa (1904) und über die distributiven und kollektiven Numeralia der idg. Sprachen (1907). Ihnen sei der Aufsatz über Pronominale Bildungen der idg. Sprachen (Sitzungsber. 1908) angereiht.

Unter Brugmanns Beiträgen zur Wortforschung nimmt die semasiologisch-etymologische Untersuchung über die Ausdrücke für den Begriff der Totalität in den idg. Sprachen (Universitätsprogramm 1894) die erste Stelle ein. Sie ist das Vorbild ähnlicher Arbeiten auf dem noch wenig angebauten Felde der Begriffsgeschichte geworden. Brugmann selbst hat dem ertragreichen Boden noch wenige Jahre vor seinem Tod

in den schönen Untersuchungen *Εἰρήνη* und Zu den Wörtern für 'heute', 'gestern' und 'morgen' (Sitzungsber. 1916/17) neue Früchte abgewonnen.

Das Gebiet der Sprachpsychologie betrat Brugmann in den Untersuchungen über das Wesen der sog. Wortzusammensetzung (Sitzungsber. 1900) und das Wesen der lautlichen Dissimilation (Abh. 1909), vor allem aber in den beiden wichtigen Beiträgen zur idg. Syntax: Der Ursprung des Scheinsubjekts 'es' in den germanischen und romanischen Sprachen (Sitzungsber. 1917) und Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen (ebd. 1918). Sie waren ihm aus den Vorarbeiten zu einer Darstellung der idg. Satzlehre erwachsen, die den Abschluß des Grundrisses bilden sollte. Schon war der Uermüdliche mitten im rüstigsten Schaffen, da zwang ihn die Krankheit abubrechen. Nur ein Drittel des Ganzen, die Lehre vom einfachen Satz, ist ausgearbeitet.

Dem Lebenswerk Brugmanns hat es an Anerkennung nicht gefehlt. Die gelehrten Gesellschaften des In- und Auslands wetteiferten miteinander, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Die weltumspannende Wirksamkeit des Forschers und Lehrers, die hohe Verehrung, die ihm überall entgegengebracht wurde, verkündet kaum ein anderes Zeugnis so klar und schön, wie die beiden stattlichen Bände der Festschrift, die ihm von Freunden und Schülern zum 21. Juni 1909 dargebracht wurde: Angehörige der verschiedensten Nationen haben sich in gemeinsamer Arbeit zu diesem Werke zusammengefunden, das den ganzen weiten Kreis der idg. Sprachen umfaßt. Und als im Jahre 1912 die Indogermanische Gesellschaft ins Leben trat, da verstand es sich von selbst, daß Brugmann zum ersten Vorsitzenden gewählt wurde.

Auch an wissenschaftlichen Gegnern hat es Brugmann Zeit seines Lebens nicht gefehlt: das ist das unabwendbare Schicksal dessen, der neue Pfade bahnt, alte liebgewordene Anschauungen überwindet. Doch auch im Kampf bewahrte Brugmann stets die ruhige Sachlichkeit des Urteils, die unbestechliche Gerechtigkeit, die den Grundzug seines Wesens bildete.

Wilhelm Streitberg.

Am 5. August (23. Juli a. St.) 1919 starb in Kephisia bei Athen das korrespondierende Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse **Spyridon P. Lampros**, o. Professor der allgemeinen Geschichte an der Universität Athen.

Die philosophisch-historische Wissenschaft verliert mit Lampros ihren hervorragendsten Vertreter in Griechenland. Geboren am 21. April 1851 in Korfu als Sohn des Numismatikers P. Lampros widmete er sich 1867—71 an der Universität Athen philologischen und historischen Studien. Während in Athen damals alles Interesse auf das klassische Altertum gerichtet war, vertiefte sich sein beweglicher und patriotischer Sinn mit besonderer Vorliebe in die Geschichte, Literatur und Kunst der mittelalterlich-byzantinischen Zeit. Eine Reihe von kleineren Arbeiten, die er schon als Student veröffentlichte, legen davon rühmliches Zeugnis ab, er selbst aber hat es immer als hohes Glück empfunden, daß er in den Jahren 1872—75 in Berlin und Leipzig seine Studien fortsetzen durfte. Hier legte er den Grund zu jener streng methodischen Arbeitsweise, an der er trotz aller äußeren Schwierigkeiten, die sich der wissenschaftlichen Arbeit in Griechenland entgegenstellen, zeitlebens festgehalten hat. Die stärksten Anregungen empfing er in Berlin von Ernst Curtius, dessen griechische Geschichte er später ins Neugriechische übersetzte (1898 ff.). Als Jünger der deutschen Wissenschaft hat sich Lampros in dankbarer Anhänglichkeit auch im späteren Leben immer wieder bekannt, obwohl er mit leidenschaftlicher Hingebung an seiner Heimat hing und gleichzeitig wie kaum ein anderer griechischer Gelehrter in ununterbrochenen Beziehungen zur gesamten internationalen Gelehrtenwelt stand. Das stärkste Motiv seines Lebens wie seiner wissenschaftlichen Arbeit war ein glühender Patriotismus. Vom parteipolitischen Leben hielt er sich fern, er suchte vielmehr durch gelehrte Arbeit dem griechischen Volke die Größe seiner Vergangenheit vor Augen zu stellen und wies auch später als akademischer

Lehrer immer wieder die griechische Jugend darauf hin, durch wissenschaftliche Leistungen ihrem Volke die Stellung in der Welt wieder zu erwerben, die es in glücklicheren Tagen besessen hatte.

An die Berliner Studienzeit schloß sich eine zweijährige Reise durch alle größeren Bibliotheken und Archive Europas. Damals sammelte Lampros jenes reiche Material an Texten, Urkunden und anderen Denkmälern des griechischen Mittelalters, das er nach und nach im Laufe seines Lebens ausbreitet hat, eine Fülle des Stoffes von solchem Umfang, daß er nicht selten, wenn kaum die eine Aufgabe bewältigt war, sofort zu einer anderen überging und es den Fachgenossen überließ im einzelnen den gelehrten Problemen nachzugehen, die sich an das von ihm gebotene Material knüpften. Im Jahre 1878 habilitierte er sich für allgemeine Geschichte an der Universität Athen, wo er 1886 a. o. und 1890 o. Professor wurde. Inzwischen hatte er in strenger textkritischer Methode im Berliner Corpus Aristotelicum die uns erhaltenen Exzerpte der Schrift ‚De natura animalium‘ herausgegeben, und wenn ihm ein handschriftlicher Fund Veranlassung bot, hat er auch später noch gelegentlich die klassische Philologie und die Theologie durch wertvolles Material bereichert.

Mit Gregorovius befreundet, hat er die Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter durch zahlreiche Arbeiten aufgeklärt, die Ausgabe der Werke des Athener Erzbischofs Michael Akominatos (1879) war ebenso die Frucht seiner gelehrten Untersuchungen in den Bibliotheken wie seines patriotischen Interesses für die Geschichte der Stadt. Im Auftrage der griechischen Regierung besuchte er im Jahre 1880 und später nochmals 1895 die schwer zugänglichen Klöster des Berges Athos mit ihren reichen Bibliotheken, zahlreiche kleinere Arbeiten und besonders sein Catalogue of the Greek manuscripts of the Mount Athos (1895) erschlossen der Forschung ein reiches neues Material. Immer wieder aber hat er auch in späteren Jahren noch die kleinen Klosterbibliotheken Griechenlands durchforscht und ihre Schätze bekannt gemacht. Der

Geschichte seiner Heimat Korfu galten die *Κερκυραϊκά Ἀνέκδοτα* (1882; darin S. 75—83 ein Verzeichnis der Schriften von Lampros bis 1881), besonderes Interesse widmete er der Zeit der venetianischen Herrschaft in Griechenland. Schon im Jahre 1885 begann Lampros eine Geschichte von Hellas zu schreiben, die in einem Gesamtbild die ganze Entwicklung von den ältesten Zeiten bis in das 19. Jahrhundert darstellen sollte; das wertvolle Werk ist nicht zum Abschluß gekommen, der VI. Band (1908) schließt mit der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken (1453). Auch ist es Lampros nicht vergönnt gewesen seinen Lieblingsplan einer Geschichte des Peloponnes im Mittelalter auszuführen, für die er manche wichtige Vorarbeit veröffentlicht hatte; die so viel wertvolles Material enthaltenden *Παλαιολόγια καὶ Πελοποννησιακά* sind ein Torso geblieben (Bd. I, II, 1912). Das Leben hervorragender Männer Griechenlands im Mittelalter hat er mit besonderer Vorliebe dargestellt, seine *Ἀργυροπούλεια* (1910) boten wichtige Beiträge zur Gelehrtengeschichte der Renaissance. Kulturhistoriker im besten Sinne des Wortes hielt er es für die höchste Aufgabe, das gesamte Leben des griechischen Volkes im Mittelalter nach allen seinen Äußerungen zu erforschen; von diesem Gesichtspunkt aus muß man viele andere kleinere Arbeiten und besonders die *Collection de romans grecs en langue vulgaire et en vers* (1880) würdigen, denn eigentlich sprachliche und literarhistorische Untersuchungen lagen ihm fern.

Lampros war einer der besten Kenner der griechischen Paläographie und Handschriftenkunde, scharfblickende Hingabe an das Kleinste zeichnete ihn ebenso aus wie der weite Blick über alle Gebiete der Byzantinistik. Zahlreiche Arbeiten von ihm behandeln einzelne paläographische Probleme, Thompsons *Handbook of Greek and Latin palaeography*, das er wie manche anderen hervorragenden Werke westeuropäischer Gelehrter ins Griechische übersetzte (1903), bereicherte er durch wertvolle Zusätze.

Allmählich war ihm durch seine bei aller rastlosen Tätigkeit immer wieder fortgesetzten Forschungen in den Biblio-

theken Europas eine so überwältigende Fülle von Material zugewachsen, daß er sich im Jahre 1904 entschloß eine eigene Zeitschrift zu begründen, den *Νέος Ἑλληνομνήμων*. In den 13 Bänden, die bis zum Jahre 1916 erschienen sind und die er fast ganz allein geschrieben hat, ist eine beinahe unübersehbare Fülle von Stoff ausgebreitet, immer wieder unterbrochen durch Einzeluntersuchungen, die sich über das gesamte Gebiet der Byzantinistik erstreckten.

Wir hätten noch viel von Lampros erwarten dürfen, wenn nicht die politische Entwicklung Griechenlands ihn vor der Zeit der gelehrten Arbeit entrissen hätte. Mit dem Königshause von Hellas stand Lampros zeitlebens in engen persönlichen Beziehungen, wie sein Lehrer Ernst Curtius war auch er seinerzeit in Athen der Erzieher des Thronfolgers geworden. Als im Weltkrieg König Konstantins auf die Erhaltung des Friedens gerichtete Politik in immer größere Bedrängnis geriet, übernahm Lampros im Jahre 1916 als Ministerpräsident die Regierung. Das überragende Ansehen, das er in Westeuropa genoß und das auf dem internationalen Orientalistenkongreß in Athen 1912, dem er präsierte, in so glänzender Weise zum Ausdruck kam, mochte wohl dem Königshause die Hoffnung erwecken, daß es ihm vielleicht gelingen möchte, inmitten der widerstreitenden Interessen der Großmächte Griechenland den Frieden zu bewahren. Allein die Gewalt der kriegerischen Ereignisse ist über ihn hinweggegangen. Nach der Vertreibung König Konstantins sind auch Lampros die Leiden nicht erspart geblieben, die in Griechenland alle Freunde des Königshauses haben erdulden müssen; ehe er zur Stille der gelehrten Arbeit zurückkehren konnte, setzte der Tod seiner Arbeitskraft ein Ziel.

A. Heisenberg.

Einen besonders schweren Verlust hat unsere Akademie durch das Hinscheiden **Joseph Seemüllers** erlitten, der am 20. Januar 1920 auf seinem ländlichen Besitz in St. Martin bei Klagenfurt in Kärnten an den Folgen eines Schlaganfalles verschied.

Joseph Seemüller war am 15. Oktober 1855 zu Wien geboren, bezog nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums zu den Schotten im Oktober 1873 die Wiener Universität, hörte im Winter 1876/77 und im Sommer 1877 auch bei Wilhelm Scherer in Straßburg und wurde im März 1877 an der Wiener Universität zum Doktor der Philosophie promoviert. Am 6. Februar 1879 habilitierte er sich daselbst für deutsche Sprache und Literatur. Seit 1890 lehrte er, von der Bürde des Mittelschulunterrichts befreit, zunächst als außerordentlicher, dann seit 1893 als ordentlicher Professor an der Universität Innsbruck, bis ihn die Universität Wien im Jahre 1905 als Nachfolger seines Lehrers Richard Heinzel berief. Hier hat er mit einer von 1912—17 dauernden Unterbrechung, während der ihn Kränklichkeit zu vorübergehendem Ruhestand zwang, bis zu seinem Tode gewirkt.¹⁾

Seemüllers Name wird für immer mit drei großen Werken verknüpft bleiben: mit Ottokars Reimchronik, mit der Chronik von den 95 Herrschaften und mit dem Bayerisch-österreichischen Wörterbuch.

Als der Einunddreißigjährige an die entsagungsvolle Aufgabe herantrat, aus den Abschriften des zu früh verstorbenen Franz Lichtenstein das gewaltige Reimwerk des steirischen Chronisten herauszugeben, hatte er seine Kräfte bereits mehrfach geschult und erprobt. Über der Ausgabe eines althochdeutschen Prosadenkmals, der Paraphrase des Hohenliedes von Williram (1878), hatte er die Grundlage aller Editionstechnik,

¹⁾ Die meisten dieser Daten verdanke ich der Güte des Herrn Kollegen Walter Brecht in Wien.

die Akribie, gelernt; durch die eingehende Beschäftigung mit den satirischen Gedichten eines unbekannten Österreichers aus dem 14. Jahrhundert, des sogenannten Seifried Helbling, war er auf das Gebiet der historischen Quellenkunde geführt (1883) und mit den mannigfachen Anforderungen, die an den Herausgeber mittelhochdeutscher Poesie herantreten, vertraut gemacht worden (1886). So fand ihn die Aufgabe, zu der er Ende des Jahres 1886 von Wilhelm Wattenbach, dem damaligen Leiter der *Monumenta Germaniae*, berufen wurde, in gelehrter Hinsicht wohlgerüstet. Nicht minder war er es in der ebenso wichtigen persönlichen: in der Liebe zur bevorstehenden Arbeit, die er selbst nach ihrem Abschluß bekannt hat: „Ich gestehe, daß es mich, den Österreicher, freute, das von Lichtenstein Begonnene fortsetzen und vollenden zu können und so meinem Vaterland einen wesentlichen Anteil an seiner ersten mit modernen Mitteln unternommenen Ausgabe zu wahren“. Aus dem Zusammenwirken jener beiden Kräfte ist die schon dem Umfange nach gewaltige Arbeit in staunenswerter Raschheit durchgeführt worden; im Jahre 1890 kam der erste Halbband heraus, drei Jahre später folgte der zweite. Damit waren 100 000 Verse mittelhochdeutscher Poesie aus acht Handschriften in so sauberer Gestalt vorgelegt, wie es bei einem Werk von verwahrloster äußerer Form überhaupt möglich ist. Mit derselben hingebenden Gesinnung, die solche Masse bewältigen half, hatte er, der Philologe von Erziehung, sich im Verlaufe der Arbeit zum Historiker gewandelt, der die Entstehungsgeschichte des Werkes mit Scharfsinn verfolgte und seine zahlreichen und zum Teil weitentlegenen Quellen mit erstaunlicher Belesenheit aufzeigte. Freilich wollte er selbst all diese eingehenden Bemühungen nur als „Hilfs- und Vorarbeit für seine philologischen Zwecke“ betrachtet wissen. Aber in der Tat hat er doch — und das mit vollem Recht bei diesem Denkmal, das weit mehr geschichtliches Interesse weckt als dichterisches — das Schwergewicht seiner Arbeit nach dieser Richtung verlegt, so hübsch ihm die Charakteristik des Autors gelang, die sich zu gewinnender Wärme erhebt, wenn er dessen

natürliche, volkstümliche Redegabe, die realistischen und spielmannsmäßigen Elemente seines Stils und seine Neigung zu sprichwörtlichem Ausdruck schildert. — Wer die ganze festgeschlossene Leistung auf sich wirken läßt, der wird Böhmer Recht geben, der einst, ohne daß er solch vollendete Edition ahnen konnte, geäußert hatte: „Der Österreicher, welcher dieses Werk . . . neu herausgibt . . . , der hat . . . , wie ich meine, für sein Vaterland genug getan“.

Seemüller aber tat später noch weit mehr. In dreiundvierzig Handschriften ist eine prosaische Chronik auf uns gekommen, die eine erste Übersicht über die österreichischen Fürsten von sagenhafter Vorzeit bis zum Ende des 14. Jahrhunderts gewährt und wegen ihres lokalen und dynastischen Interesses sowie wegen der fabulösen Nachrichten, die sie über die Vorzeit des Landes und seine Örtlichkeiten zu berichten wußte, sich in gewissen Kreisen eines ebenso unverdienten wie zähen Ansehens erfreute, von dem noch gelegentliche Nachwirkungen am Ende des 18. Jahrhunderts zeugen. Dieses bei aller Phantastik des Inhalts überaus trockene Werk hat Seemüller im Jahre 1909, wieder in den Monumenta Germaniae, in einem stattlichen Bande von über 600 Seiten herausgegeben und damit seine Meisterschaft in der Bezwingung gewaltiger und spröder Stoffmaßen wie in der Vereinigung philologischer und historischer Methoden aufs Neue bewährt. Auch hier liegt das Schwergewicht naturgemäß in der historischen Arbeit: die Quellen, der Wert der in der Chronik erhaltenen Angaben und ihre Nachwirkung erfahren eingehende Behandlung. Mit weit mehr Recht als der Chronist hätte sein Herausgeber klagen dürfen: *„wie wol dise kroniken an dem getichte ist ainvoltig, doch hab ich mir darumb oft ain süssen slaff ab geprochen“*.

Auch sonst hat Seemüller mehr als irgend ein Gelehrter seit v. Karajan und Diemer den österreichischen Dichtern und Prosaisten des späteren Mittelalters Liebe und Arbeit zugewendet; von bedeutenden Schriftstellern bis herab zur nüchternen Geschäftsprosa der sogenannten ältesten deutschen

Privaturkunde, bei der er — sicherlich mit Bedauern — erkannte, daß sie um hundert Jahre jünger sei, als die Historiker gemeint hatten, dafür aber mit unverkennbarer Genugtuung feststellen konnte, daß sie nicht in Vienne ausgefertigt war, sondern in seinem lieben Wien.

Die Ergebnisse solcher Studien traten in seiner Geschichte der österreichischen spätmittelhochdeutschen Literatur (1903) in einer Reihe feinsinniger und lebensvoller Charakteristiken zutage.

Von diesen österreichischen Poeten, die die zarte Kunstschöpfung der höfischen Literatursprache bereits vielfach mit Dialekticismen durchsetzen, mag sein Interesse für Mundartliches den Ausgang genommen haben. Dieses Interesse veranlaßte ihn zunächst, Proben unserer lebenden Dialekte zu beschreiben und phonographisch aufnehmen zu lassen („Deutsche Mundarten“ 1908 ff.). Und von da aus wurde er zu dem dritten großen Werk seines Lebens geführt, dem er nun durch ein Dezennium fast seine ganze Kraft widmete: es war die Leitung der Arbeiten für das Bayerisch-österreichische Wörterbuch, soweit sie in Wien erfolgten. Durch diese Arbeiten ist er mit unserer Akademie, der er seit 1916 als korrespondierendes Mitglied angehörte, in besonders enge Verbindung getreten.

Mit bemerkenswerter Schnelligkeit brachte er die Ausführung in Fluß: schon $3\frac{1}{2}$ Monate nach der Anregung Ernst Kuhns (September 1910) hatte Seemüllers entscheidender Antrag der Wiener Akademie Gelegenheit gegeben, die Kommission zur Beratung des Planes einzusetzen. Im März 1913 konnte der erste gedruckte Fragebogen an die Sammler verschickt werden; bis zu seinem Tode war die Zahl der von Wien versendeten, durchaus von ihm endgiltig redigierten Bogen auf 45 gestiegen und aus den eingelaufenen Antworten ein Material von rund 132 000 Zetteln gewonnen worden.¹⁾ Daß dieses Ergebnis trotz der bitteren Ungunst der Zeiten

¹⁾ Die Zahlen nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Anton Pfalz.

erzielt wurde, ist bei aller Anerkennung der von den übrigen Teilnehmern geleisteten Arbeit neben Primus Lessiak doch in erster Linie Seemüller selbst zu danken, der sich werbend und administrativ ebenso energisch betätigte wie als Berater und Organisator. Er verstand es, das Interesse weiterer Kreise für die Sammeltätigkeit durch Aufrufe zu wecken und Körperschaften wie einzelne Private für die finanzielle Förderung zu gewinnen. Er verfaßte den Entwurf eines Organisationsplanes, der von den beiden Akademien in Wien und München als Grundlage angenommen wurde; auf seine Vorschläge hin wurden die Wiener Mitarbeiter in so glücklicher Weise gewählt, daß nur wenige Unternehmungen dieser Art über so ausgezeichnete Kräfte zu verfügen haben. Auf seine Anregung wurden umfangreiche Verzeichnisse all der älteren literarischen und historischen Quellen in Druck gelegt, die für die Exzerpierung in betracht kommen und dem Werk den nötigen geschichtlichen Hintergrund geben sollen. Damit dem Wörterbuch auch „Fernes nicht entfalle“, wurde ein Archiv für ältere, die Mundart betreffende Aufzeichnungen angelegt, eine Bibliothek der einschlägigen Druckwerke begründet und ein Verzeichnis sämtlicher, die Mundart betreffender Werke begonnen. Bereisungen der Verfasser und Assistenten wurden unternommen, um die Antworten der Sammler zu überprüfen, an der gesprochenen Mundart richtig zu stellen oder zu ergänzen, für die einzelnen Laute und Wörter die Grenzen festzustellen und die schriftliche Wiedergabe durch phonographische Aufnahmen zu verlebendigen. Schließlich wurde die von Lessiak entworfene Grundlage für die künftige Anordnung geschaffen, in der die schwierige Frage betreffs Form und Reihenfolge der Stichwörter, Behandlung der Zusammensetzungen und der fremden Worte in sehr glücklicher Weise gelöst ist.

So stehen heute Grund und Fachwerk des Wörterbuchs fest, dank Seemüllers Tatkraft und dank seiner Persönlichkeit, die sachliche Strenge mit gewinnender Liebenswürdigkeit vereinigte.

Neben diesen Hauptwerken hat Seemüller zahlreiche ge-

diegene Einzeluntersuchungen, sprach- wie sagenwissenschaftliche, veröffentlicht und zu Fragen der Mittelschulpädagogik wie unserer Rechtschreibung das Wort ergriffen. Als Lehrer hat er in mehreren heute zu Ansehen gelangten Forschern die Liebe für alte heimische Dichtung und neue heimische Mundart geweckt. Seine Freunde haben in ihm einen reinen, charaktervollen, warmherzigen und durch und durch deutschen Mann geschätzt.

Als einige von ihnen sich gelegentlich seines 60. Geburtstages bei ihm versammelten, da rief ihm der Unterzeichnete drei Wünsche zu: dem Gelehrten möge es beschieden sein, das Wörterbuch zu glücklichem Abschluß zu bringen, der Patriot möge aus der Stärkung des Reichsgefühls, die der Krieg unter den Deutschen Österreichs bewirkt hatte, politische Früchte reifen sehen; und dem Freunde, der im Leben nichts dem Glücke und Alles der Arbeit verdanke, möge der Lohn solch treuen Pflichtgefühls zu teil werden: der Frieden der Seele, die sich über das Ungemach des Lebens erhebe wie ein stilles Eiland über die Fluten des Meeres. Aber die *Un-sælde*, die ihm frühzeitig den einzigen Sohn raubte und bald darauf die zärtlich geliebte Frau in schweres und langes Siechtum bannte, hat ihn den Zusammenbruch des Reiches, dessen stolzer Geschichte er mit freudiger Hingabe seine besten Kräfte gewidmet hatte, erleben lassen; sie hat es ihm nicht gegönnt, die Vollendung des Wörterbuchs zu schauen und den Zugang zu jenem stillen Eiland zu finden, das ihm seine Freunde für das hohe Alter gewünscht hatten. Erst in letzter Stunde, da neigte sich Frau *Sælde* zu ihm hernieder und führte ihn, kaum daß ers merkte, mit sanfter Hand von dieser Erde hinweg zu jenen *insulae fortunatae*, auf denen die Seele dauernden Frieden findet.

C. v. Kraus.

Mathematisch-physikalische Klasse.

Am 11. Oktober 1917 starb das korrespondierende Mitglied der Akademie **August von Froriep**, ordentlicher Professor der Anatomie in Tübingen. Seine Familie, die väterlicherseits aus Ostfriesland, mütterlicherseits aus Weimar und Tübingen stammt, hat — eine gewiß seltene Erscheinung — in drei aufeinanderfolgenden Generationen Anatomen hervorgebracht. Der Großvater Friedrich Ludwig Froriep, zuerst Professor in Halle, folgte später einem Ruf nach Tübingen, wo er mehrere Jahre hindurch das Ordinariat für Anatomie inne hatte. Zugleich vertrat er hier, was in unserem aseptischen Zeitalter seltsam genug anmutet, das Fach der Geburtshilfe. Schließlich zog er nach Weimar, wurde hier Leibarzt des Herzogs Karl August und trat in freundschaftliche Beziehungen zu Goethe. Sein Sohn Robert Froriep war in Berlin Prosektor an der Charité und außerordentlicher Professor für chirurgische Anatomie an der Universität. Hier sowie in Weimar, wo er von 1846—1861 als einer der angesehensten Ärzte wirkte, hat er anatomische Abhandlungen und Gefäß- und Nerventafeln veröffentlicht. In weiteren medizinischen Kreisen hat er seinen Namen bekannt gemacht durch die Herausgabe eines topographisch-anatomischen Atlas. Das unter seiner Anleitung von Künstlerhand gezeichnete Werk erfreute sich seiner Zeit wohlverdienter Anerkennung und hat mehrere Auflagen erlebt.

Der Sohn Robert Froriep's, August, wurde 1849 in Weimar geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, studierte er von 1868 an zuerst in Göttingen, dann in Tübingen und Leipzig Medizin. Im Kriegsjahr 1870 unterbrach er sein Studium, trat als Freiwilliger in das weimarische Regiment und machte den Feldzug gegen Frankreich mit. In Leipzig erwarb er 1874 die ärztliche Approbation und wandte sich darauf der wissenschaftlichen Tätigkeit zu, zunächst im

dortigen physiologischen Institut unter Ludwig und dann in der anatomischen Anstalt, in deren von Braune geleitete topographische Abteilung er 1875 als Assistent aufgenommen wurde. Drei Jahre später kam er an die Tübinger Anatomie, der er bis zu seinem Lebensende angehört hat. Er übernahm hier zunächst die Prosektur als Nachfolger Dursy's und im Jahre 1895, nach dem Tode Henke's, das Ordinariat für Anatomie. Das ist der einfache äußere Lebensgang Froriep's.

Seinen wissenschaftlichen Entwicklungsweg hat er, und das ist für ihn sehr bezeichnend, auf eigenen Füßen zurückgelegt. Er ist aus sich selbst herausgewachsen, nicht aus einer der berühmten Anatomenschulen damaliger Zeit. So stand er mit Gegenbaur's morphologischer Schule in keiner Verbindung, obwohl seine eigenen Arbeiten sich bald mit der Forschungsrichtung des Begründers der modernen vergleichenden Anatomie berühren sollten. Bei Henle in Göttingen hat er wohl als Student gehört, aber nicht wissenschaftlich gearbeitet. Auch zu der Würzburger Histologenschule Kölliker's trat er nicht in Beziehung, wie er denn auch später nie histologische Untersuchungen angestellt hat, abgesehen von einer schon in Leipzig verfaßten kleineren Arbeit, in der er das chemische Verhalten des Sarcolemms untersucht und eine seitdem viel angewandte Methode zur Isolierung der Muskelfasern angegeben hat. Mittels der letzteren konnte er zeigen, daß die Fasern eines langen Muskels, des Sartorius, die beträchtliche Ausdehnung bis zu 12 cm aufweisen.

Auch seine Lehrer, die Leipziger Anatomen His und Braune, haben die wissenschaftliche Richtung Froriep's nicht bestimmt. Damit soll deren Einfluß auf seine Entwicklung aber keineswegs unterschätzt werden. Die peinliche Gewissenhaftigkeit, welche alle seine Untersuchungen auszeichnet, sein Respekt vor den Tatsachen und seine kritische Zurückhaltung gegenüber kühnen Spekulationen verdankt er nächst seiner eigenen Veranlagung der Einwirkung und dem Beispiel dieser beiden echten Forscher. Für sein späteres spezielles Arbeitsgebiet, die Embryologie, empfing er die erste Anregung zweifellos

bei His, aber die Richtung, in der er diese Wissenschaft gepflegt hat, entsprach nicht eigentlich derjenigen seines Lehrers. Sein Sinn für die deskriptive und topographische Anatomie, den er sich trotz seiner fast ausschließlichen Beschäftigung mit der Entwicklungsgeschichte bis in seine spätere Lebenszeit wach erhalten hat, ist wohl ebenfalls auf seine Leipziger Lehrer, insbesondere Braune, zurückzuführen.

Von Froriep's Publikationen auf letzterem Gebiete, die alle aus seiner Tübinger Zeit stammen, verdienen besondere Erwähnung: Eine Arbeit über das Becken, welche die grundlegende Unterscheidung eines Typus mit hochstehendem und eines solchen mit tiefstehendem Promontorium aufstellt, ferner Untersuchungen über „Form und Lage des Magens“ und über „Die Lagebeziehung zwischen Großhirn und Schädeldach“, welche durch Krönlein praktisch-chirurgische Verwendung fand. Hier ist auch sein Lehrbuch der „Anatomie für Künstler“ zu nennen, zu welchem ihm eine kurze Lehrtätigkeit an der Leipziger Kunstschule und sein eigenes künstlerisches Interesse — er war auch ein vortrefflicher anatomischer Zeichner — die Anregung gab. Durch sieben Auflagen hat das Buch seine Brauchbarkeit erwiesen.

In Leipzig wollte der junge Froriep, wie ich dem kürzlich erschienenen feinsinnigen Nachruf von Heidenhaim entnehme, sich seine anatomischen Sporen durch eine Untersuchung des Handgelenkes und dessen Mechanik verdienen, eine Arbeit, zu der ihn Braune veranlaßt hatte. Der Versuch mißlang, was bezeichnend für Froriep ist. Der Gegenstand lag nicht im Bereich seiner Begabung. Auch fehlte ihm wohl die Vorbildung für ihn, denn das weimarische Gymnasium war — wenigstens in jenen früheren Jahren — eine Pflanzstätte reinsten Klassizität auf Kosten des mathematischen-physikalischen Unterrichts.

Das Spezialgebiet der morphologischen Disziplinen, welches Froriep sich auserkor und dem er sein arbeitsreiches Leben widmete, war die vergleichende Entwicklungsgeschichte, die damals, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts,

mit ihrer älteren Schwesterwissenschaft, der vergleichenden Anatomie, unter dem Einfluß der durch Darwin neu erweckten Abstammungslehre einen unerhörten Aufschwung nahm. Es war das ein Arbeitsfeld, auf dem mittels vervollkommneter Methoden einer neueren Technik ein Schatz von soliden Tatsachen zu heben war und welches andererseits durch seine Ausblicke auf phylogenetische Probleme dem Erkenntnisdrang und der Phantasie der Morphologen hohe Befriedigung gewährte. Beides entsprach ganz der Neigung und Veranlagung Frorieps. Durch einen Zufall, durch embryologische Präparate Dursy's, die er in Tübingen vorfand, wurde er auf die Entwicklung des Kopfteils der Chorda dorsalis geführt und von da auf einen Gegenstand, der seit mehr als einem Jahrhundert im Mittelpunkt der vergleichenden Wirbeltiermorphologie steht: das Kopffproblem. Es ist dies, wie bekannt, die Frage, ob der Wirbeltierkopf eine Bildung *sui generis* ist oder ob er aus der Verschmelzung einer Anzahl jener aufeinanderfolgenden gleichwertigen Körperabschnitte (Segmente, Metameren) abgeleitet werden muß, aus welchen der Rumpf sich aufbaut.

Das Problem wurde, wie ebenfalls weiten Kreisen der Gebildeten geläufig ist, zuerst von Göthe und Oken aufgeworfen und durch Betrachtung des Kopfskeletts zu lösen versucht. Diese „Wirbeltheorie des Schädels“, nach welcher sowohl der Gehirn- wie der Gesichtsteil des letzteren bei Säugetieren einer Anzahl von Wirbeln entsprechen sollte, wurde 1858 von Huxley auf Grund entwicklungsgeschichtlicher Befunde widerlegt. Während die Wirbelsäule sich in Form knorpeliger Wirbel anlegt, fehlen im embryonalen Kopf solche knorpelige Segmente. Statt deren treten vielmehr von Anfang an einheitliche Knorpelplatten in der Basis des Gehirnschädels auf.

So ergab sich, daß die Frage am Skelett allein, zum wenigsten am Gehirnschädel, nicht zu lösen war. Aber sie wurde deshalb nicht fallen gelassen. Gegenbaur nahm sie 1872 von neuen Gesichtspunkten und an einem geeigneten Objekt, dem knorpeligen Schädel der Haie (Selachier), wieder auf. Bei den Fischen besitzt der dem Gesichtsschädel der

höheren Wirbeltiere entsprechende Abschnitt, der Visceralschädel, einen metameren Bau in Gestalt der die Mundhöhle umfassenden Kiemen- oder besser Visceralbogen. In ihnen sah Gegenbaur die Äquivalente (Homologa) von unteren Bogen der Wirbel, also nach seiner Auffassung von Rippen. Die übrigen Teile der Wirbel, speziell die oberen Bogen, sind am Gehirnschädel selbst zwar nicht mehr nachzuweisen, aber ihr ehemaliges Vorhandensein ist zu erschließen erstens aus dem embryonalen Auftreten des Vorläufers der Wirbelsäule, der Chorda dorsalis, im Bereich des Kopfes, und zweitens aus der von Gegenbaur angenommenen Übereinstimmung der Hirnnerven mit Rückenmarksnerven (Spinalnerven). Die letztere ward damit begründet, daß die Gehirnnerven sich nach Art der Spinalnerven aus je zwei Wurzeln, einer vorderen (Ventralen) und einer mit einem Ganglion versehenen hinteren (Dorsalen) zusammensetzen sollten. Hiernach wäre der Schädel mit Ausnahme eines vorderen kurzen, vor der Chorda gelegenen, die Riechgegend und den vorderen Teil der Augenhöhle umfassenden, Abschnittes entstanden zu denken durch Verschmelzung einer Anzahl, mindestens neun, den Rumpfsegmenten gleichwertigen, metameren Abschnitten.

Diese neue Kopftheorie erhielt eine glänzende Bestätigung durch eine von frühen Entwicklungsstufen der Selachier ausgehende Untersuchung van Wijhes (1882). In ihr wurden die Anlagen von je 9 zu beiden Seiten der Chorda gelegenen Urwirbeln, Vorläufern der Skelett- und Muskelsegmente, vorgefunden, und die Gehirnnerven auf sie und die Visceralbogen so verteilt, als ob sie Homologe der segmentalen zweiwurzigen Rückenmarksnerven wären. Damit war das Kopfproblem scheinbar im Sinne Gegenbaur's entschieden.

Aber gleichzeitig mit dieser Aufsehen erregenden Abhandlung erschien eine damals viel weniger beachtete Untersuchung von Froriep „Über ein Ganglion der Hypoglossus und Wirbelanlagen in der Occipitalregion“ (1882), in welcher ihr Verfasser zum erstenmal Stellung zur Kopffrage nahm und dieser sogleich eine neue Richtung wies. Froriep hatte gefunden,

daß bei Embryonen vom Schaf der letzte Hirnnerv, der die Zungenmuskulatur versorgende Hypoglossus, dessen Bündel von Gegenbaur und van Wijhe als ventrale Wurzeln des vorhergehenden Nervus Vagus angesehen und folglich mit dem letzteren zusammen einer Gruppe von Spinalnerven gleichgesetzt worden waren, für sich allein drei Spinalnerven entspricht, die in rostraler Richtung d. h. nach vorn zu, zunehmend rudimentär geworden sind. Ihr hinterster, am besten erhaltener, ließ außer der ventralen eine dorsale Wurzel nebst Ganglion erkennen. Den drei zum Hypoglossus sich vereinigenden Spinalnerven entsprechen 3 Urwirbel der Hinterhauptsgegend. In einer drei Jahre später erschienenen Arbeit (1885) konnte Froriep zeigen, daß der Hypoglossus auch insofern sich als ein Komplex von Spinalnerven erweist, als die von ihm versorgte Zungenmuskulatur aus einer Anlage des Rumpfes, nämlich der cranialen Fortsetzung der Extremitätenleiste hervorgeht. Andererseits ergab sich, daß der Vagus und ebenso die nach vorn sich anschließenden Hirnnerven (Glossopharyngeus und Facialis) nicht den Charakter der Spinalnerven tragen, vielmehr ausschließlich Nerven der Visceralbogen sind und als solche sich scharf von den Rückenmarksnerven unterscheiden. Der Vagus entsteht durch Vereinigung einer Anzahl nur aus dorsalen Wurzeln hervorgehender Visceralbognerven, deren Ganglien, ebenso wie die des Glossopharyngeus und Facialis, sich in Verbindung mit am oberen Ende der Kiemenspalten gelegenen Sinnesorgananlagen entwickeln. Sein Nervenkomplex zeigt eine Rückbildung im umgekehrten Sinne wie der des Hypoglossus, nämlich vom Kopf aus in der Richtung gegen die Wirbelsäule zu.

Diesem Verhalten der Nerven entspricht die Skelettentwicklung. Schon in seiner Arbeit vom Jahre 1882 und zwei weiteren, 1883 und 1886 veröffentlichten Untersuchungen hatte Froriep den Nachweis geliefert, daß ein hinterer Abschnitt der Hinterhauptsregion des Säugetierschädels sich aus vier miteinander verschmelzenden Wirbelanlagen aufbaut, von denen der hintere noch deutlich die Merkmale eines Wirbels

trägt, während die drei vorderen rudimentär sind. Die aus den drei Urwirbeln dieser Region (s. oben) hervorgegangenen, vom Hypoglossus innervierten Muskelplatten liegen zwischen diesen vier Wirbelanlagen. Beim Hühnchen lassen sich daselbst fünf rudimentäre Wirbelbogen und zwischen ihnen vier Muskelplatten erkennen.

Hieraus ergab sich, daß in dem ausgedehnten Gebiet des Schädels, welches Gegenbaur von Rumpfsegmenten abgeleitet hatte, zwei durchaus ungleichwertige Abschnitte unterschieden werden müssen, ein kurzer hinterer im Gebiet des Hypoglossus gelegener „spinaler“ Abschnitt, der seiner Entwicklung zufolge aus Wirbeln hervorgegangen ist und zwar durch eine in der Richtung nach hinten fortschreitende Umwandlung des oberen Wirbelsäulenendes, und einen vorderen „praespinalen“, an welchen sich eine wirbelartige Gliederung nicht nachweisen läßt und höchst wahrscheinlich auch nie vorhanden war. Die Grenze der beiden Abschnitte liegt hinter dem Austritt des Vagus. Dazu kommt noch ein vorderes Endstück des Schädels mit der Riech- und Gesichtsregion, für welches eine segmentale Gliederung überhaupt nicht in Frage stand. Dies ist die Froriep'sche Kopftheorie, deren leitender Gedanke die Grundlage der heutigen Auffassung des Problems bildet.

In späteren Untersuchungen hat Froriep seine Kopftheorie weiter gestützt. Er zeigte, daß bei Selachiern (*Torpedo*) die Visceralbogenerven und die Spinalnerven nach dem Verhalten ihrer Ganglienanlagen niemals in den gleichen Segmenten vereinigt gewesen sein können (1901). Ferner wies er nach, daß im Kopf von *Torpedo* hinter der Ohranlage 13 Urwirbel zur Anlage kommen (1902). Noch in seiner letzten, 1917 erschienenen Arbeit hat er das Kopfproblem bei Amphibien (*Salamandra atra*) behandelt. In Zusammenhang mit dieser Frage steht ferner der von ihm (1887) gelieferte Nachweis, daß das Homologon der *Chorda tympani* der Säugetiere bei *Torpedoembryonen* ein zum Unterkiefer abbiegender Hautsinnesast des Nervus facialis ist und die Entdeckung (1891), daß der Nervus trochlearis bei dem gleichen Objekt ein abortives Ganglion besitzt.

Wenn auch die Untersuchungen Froriep's über die Entwicklung der Kopfnerven in erster Linie rein morphologische sind, so berühren sie sich naturgemäß mit Fragen aus der Histiogenese des Nervensystems. Dies gilt unter anderem für zwei Arbeiten, von denen die eine (1891) den wichtigen Nachweis erbringt, daß der Sehnerv durch Auswachsen aus der Netzhaut des Auges und nicht aus dem Gehirn, wie vorher fast alle Forscher angenommen hatten, seinen Ursprung nimmt. In der anderen, 1907 erschienenen, Veröffentlichung „Über Entwicklung und Bau des autonomen Nervensystems“ vertritt Froriep auf Grund einiger an Torpedo- und Kaninchenembryonen angestellter Beobachtungen die These, daß der Sympathicus entgegen der herrschenden Meinung einer Abstammung aus den (sensiblen) Spinalganglien vielmehr seine Elemente direkt aus dem Rückenmark und zwar aus dessen ventraler (motorischer) Region bezieht, aus welcher sie in Begleitung der vorderen Spinalnervenzwurzeln austreten. Eine solche Entstehungsweise würde die allgemein anerkannte Tatsache, daß das sympathische Nervensystem die unwillkürlichen Muskeln und Drüsen versorgt, also motorischer Natur ist, entwicklungsgeschichtlich verständlich machen, während die bisher geltende Ableitung des Sympathicus aus den Spinalganglien sich mit dem Wesen des Sympathicus schlecht verträgt.

Auch die Ontogenese des Wirbeltierauges hat Froriep wiederholt untersucht und im Hertwig'schen Handbuch der Entwicklungsgeschichte zusammenfassend dargestellt.

In seinen letzten Lebensjahren hat Froriep seinen Namen in weitesten Kreisen der Gebildeten berühmt gemacht durch die Entdeckung von Schillers Schädel. („Der Schädel Friedrich von Schillers und des Dichters Begräbnisstätte“. Leipzig 1913.)

Seitdem Hermann Welcker, der Begründer des wissenschaftlichen Identitätsnachweises historischer Schädel 1883 dargetan hatte, daß der in der Fürstengruft zu Weimar aufbewahrte Schädel nicht der des Dichters sein könne, oblag den Anatomen die Ehrenpflicht, den durch die mangelhaften Methoden einer früheren Zeit verursachten Irrtum wieder gutzumachen. „Wenn

Einer im Stande ist, seiner Beziehungen zu Weimar wegen, diese Aufgabe zu erfüllen, so sind Sie es. Vielleicht bewirken diese Zeilen, daß Sie es sogar als Schuld empfinden, niemals in dieser Richtung Versuche gemacht zu haben“, so schrieb um die Zeit der Jahrhundertfeier von Schillers Todestag der Dorpater Anatom Rauber an Froriep in der Überzeugung, daß dieser vor allem auch in wissenschaftlicher Hinsicht für den Gegenstand geeigenschaftet sei. Hatte er doch, der Meister auf dem Gebiet des Kopfproblems, auch den Schädelbau des Menschen in das Bereich seiner Untersuchungen einbezogen und in einer grundlegenden Abhandlung (1897) festgestellt, daß die Lage und Form des menschlichen Gehirns in bestimmten gesetzmäßigen Beziehungen zur Schädelform steht, Ermittlungen, die gleichermaßen das Interesse der Anatomen und Anthropologen, wie das praktische Bedürfnis der Chirurgen zu befriedigen, geeignet waren. In einem Anhang zu dieser Arbeit hatte er die von Welcker und später von His behandelte Frage der Vergleichbarkeit der Totenmaske mit dem knöchernen Schädel kritisch erörtert und sich damit für ein weiteres Arbeitsgebiet, die Untersuchung historischer Schädel, vorbereitet. Im Jahre 1909 ließ er die Beschreibung des Schädels Hugo von Mohl's folgen, eine Abhandlung, bemerkenswert unter anderem durch den Versuch, die geistige Veranlagung des berühmten Botanikers mit dem Typus von dessen Gehirn- und Schädelform in Einklang zu bringen.

Bei Schillers Schädel war die Aufgabe wesentlich schwieriger, denn hier handelte es sich darum, aus einer Anzahl vorhandener Schädel den richtigen herauszufinden, wobei die ungenau gearbeitete Totenmaske eine nur zweifelhafte Unterstützung bot. Froriep hat die Aufgabe mit der ihm eigenen peinlichen Sorgfalt durchgeführt und mit einer bewundernswerten Umsicht, welche alle nur irgend in Betracht kommenden Umstände berücksichtigt und kritisch verwertet.

So darf die Monographie schon in Hinsicht auf die angewandte Methodik als eine meisterhafte, auf ihrem Gebiete vorbildliche angesehen werden. In ihrem Ergebnis ist sie wohl

unanfechtbar. Froriep legte seinen Fund zunächst der Anatomischen Gesellschaft auf deren 26. in München tagender Versammlung vor, in deren allen Teilnehmern denkwürdig gewordenen Eröffnungssitzung, in welcher er selbst den Vorsitz führte. In seiner bescheidenen Weise bat er diesen „Areopag“ von Fachgelehrten, sein Urteil zu fällen. Einhellige Zustimmung der Versammelten war die Antwort. Daß später aus nicht-fachmännischen Kreisen der Versuch einer Ehrenrettung des von Göthe besungenen Schädels der Fürstengruft gemacht wurde, erscheint nicht weiter befremdlich. Ward doch wieder einmal von neuem die alte Erfahrung bestätigt, daß die Wissenschaft mit der Beseitigung eines eingewurzelten Irrtums zugleich manche teure und ehrwürdige Illusion erbarmungslos zerstört.

Auf den Einwand, daß er statt Schillers Schädel denjenigen des Fräuleins von Göchhausen beschrieben habe, erwiderte Froriep in seiner gewissenhaften Art mit einer neuen Untersuchung, in welcher er den gleichfalls von ihm aufgefundenen Schädel dieser Dame unter Vergleichung mit der Totenmaske beschrieb. Das kleine weimarische Hoffräulein, deren Äußeres bekanntlich durch eine originelle Handzeichnung Göthe's verewigt ist, besaß eine auffallende Verkrümmung der Wirbelsäule, eine Verunstaltung, deren Merkmale sich auch am Schädel aufweisen ließen. Damit war die Identifizierung des letzteren wesentlich erleichtert und eine Verwechslung mit Schillers Schädel mit aller Sicherheit auszuschließen. —

Froriep's wissenschaftliche Bedeutung kann man kurz dahin kennzeichnen, daß er ein namhafter Vertreter jener rein morphologischen Richtung der Biologie gewesen ist, welche befruchtet durch die Deszendenztheorie in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts sich zu hoher Blüte entfaltet hat. Wenn man seine zahlreichen Publikationen überschaut, so findet sich unter ihnen kaum eine, die sich in anatomischer Kleinarbeit verliert, mit welcher unsere an Überproduktion leidende Literatur, wie ein Blick in die Jahresberichte lehrt, nur allzu reich bedacht ist. Wenn Froriep zur Feder griff, hatte er seinen Fachgenossen stets etwas Besonderes zu bieten, ein

Problem von allgemein morphologischem Interesse, das er aufwarf oder in neue Beleuchtung zu rücken verstand. So war das Erscheinen einer größeren Arbeit von ihm immer ein wissenschaftliches Ereignis, das allgemeine Beachtung fand. Nun ist die vergleichende Embryologie eine Disziplin, in welcher neben der Beobachtung der Tatsachen das spekulative Denken eine nicht unwichtige Rolle spielt. Phantasievolle Köpfe unterlagen hier der Gefahr, sich in haltlosen phylogenetischen Hypothesen zu verlieren. Diese Klippe hat Froriep stets vermieden. Nie hat er sich verleiten lassen, einem Gedanken zuliebe den Boden der nüchternen Beobachtung zu verlassen. Er war ein unbestechlicher Wahrheitsucher.

Rückert.

In **Simon Schwendener**, der am 27. Mai 1919 in Berlin starb, hat die mathematisch-physikalische Klasse ihr ältestes Mitglied verloren. 1829 zu Buchs in der Schweiz geboren, gehörte er unserer Akademie seit 1880 als korrespondierendes Mitglied an. Mit München stand er auch dadurch in engerer Beziehung, daß er hier als Dozent an der Universität und als Assistent Naegelis sechs für seine ganze wissenschaftliche Laufbahn entscheidende Jahre verbrachte. Unzweifelhaft hat Naegeli auf ihn einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt. Schwendener war wohl Naegelis hervorragendster Schüler, den mit seinem Lehrer namentlich auch eine außergewöhnlich gute mathematisch-physikalische Schulung verband. Diese befähigte ihn auch mit Naegeli zusammen das ausgezeichnete Buch „Das Mikroskop. Theorie und Anwendung desselben“ zu bearbeiten (2. Aufl. 1877) das seinerzeit von großer Bedeutung war, und abgesehen von seinem eigentlichen Thema eine kurze Darstellung des Teiles der Botanik gab, mit dem sich die Verfasser selbst grundlegend beschäftigt hatten.

Im Jahre 1867 wurde Schwendener nach Basel berufen, 1877 nach Tübingen, 1878 nach Berlin. Hier entfaltete er eine umfangreiche Lehrtätigkeit. Zahlreiche Schülerarbeiten gingen aus seinem recht bescheidenen und einfachen Institut hervor. Es entstand eine besondere Schwendenersche „Schule“,

welche durch die Eigenart ihres Begründers ein charakteristisches Gepräge erhielt und dieses teilweise im Gegensatz zu anderen Richtungen in der Botanik zu wahren und zu verteidigen suchte.

Erst im hohen Alter trat der sehr lange rüstig und frisch gebliebene Leiter dieser Schule von seinem Lehramt zurück.

Wenn wir uns Schwendeners Einfluß auf die Entwicklung der Botanik seiner Zeit zu vergegenwärtigen suchen, so tritt zunächst hervor, in wie engem Zusammenhang sie mit seiner ganzen Persönlichkeit steht — mit deren starken Seiten, wie mit ihren Grenzen. Huxley sagt einmal von sich, in der Biologie habe ihn vor Allem „the engineering part of the business“ interessiert. Das trifft auch auf Schwendener zu. Sein Standpunkt war vor allem der des Ingenieurs, der im pflanzlichen Organismus den Bau einer höchst zweckmäßig gebauten Maschine klar zu legen sucht. Dagegen lag ihm das Interesse für die Formen und für auch noch so interessante, aber einstweilen von seinem Standpunkt aus nicht verständliche Lebenserscheinungen, also auch jede Entdeckertätigkeit ferne. Tatsächlich ist auch für seine berühmtesten Leistungen — die Flechtentheorie, die biologischen Deutung der Gewebebildung und die mechanische Blattstellungstheorie der Grundgedanke schon vor ihm von Andern ausgesprochen worden. Aber die klare exakte Auseinandersetzung des Problems, die Ausführung des wohlgedachten Baues der Theorie ist sein eigenstes Werk. Aus dieser Veranlagung wird auch verständlich, daß die kleineren Arbeiten seiner Berliner Zeit gerne polemisch an von andern geäußerte Auffassungen anknüpfen und daß z. B. seine Rektoratsreden verglichen etwa mit den für ein größeres Publikum bestimmten Darlegungen von Naegeli oder Sachs wenig Eigenartiges bieten.

Die „mechanischen Probleme der Botanik“¹⁾, welche Schwendener später hauptsächlich beschäftigten, waren: das

¹⁾ Vgl. Schwendeners Vorlesungen über mechanische Probleme der Botanik, herausgegeben von Holtermann, Leipzig 1909.

„mechanische System, die Theorie der Blattstellungen, das Saftsteigen, die Spaltöffnungen, das Winden der Pflanzen“ u. a.

Am bekanntesten in weiten Kreisen aber wurde die am Anfang seiner Laufbahn aufgestellte „Schwendenersche Flechtentheorie“ — der Nachweis, daß die Flechten keine einheitlichen Organismen sind, sondern durch eine „Symbiose“ von Pilzen und Algen zustandekommen.

De Bary war 1865 für eine Gruppe von Flechten (die Gallertflechten), zu der Aufstellung der Alternative geführt worden: „entweder sind diese die vollständig entwickelten, fruktifizierenden Zustände von Gewächsen, deren unvollständig entwickelte Formen als Nostocaceen, Chroococcaceen u. a. bisher unter den Algen standen. Oder diese letzteren sind typische Algen, sie nehmen die Form von Flechten wie Collemas, Epheben usw. dadurch an, daß parasitische Ascomyzeten in sie eindringen.“ Schwendener schloß sich beim Abschluß seiner Arbeit über den Flechtenthallus der letzteren Anschauung an und dehnte sie auf die Gesamtheit der Flechten aus. Diese Auffassung ist, trotzdem sie Anfangs von den Lichenologen scharf bekämpft wurde, längst allgemein anerkannt. Es war damit eines der auffallendsten Beispiele von Symbiose (der Namen rührt von De Bary her) in seinen Grundzügen klar gelegt, und der Weg zum Nachweis der weiten Verbreitung dieser Erscheinung eröffnet.

Die zweite Hauptleistung Schwendeners findet ihre Grundlegung in dem Werke „Das mechanische Prinzip im anatomischen Bau der Monokotylen“ (1874). Es führt den Nachweis, daß die höher entwickelten Pflanzen Zellgewebe besitzen, die durch ihre Eigenschaften und durch ihre Anordnung (nach rationellen Prinzipien) die Biegungsfestigkeit, Zugfestigkeit u. s. w. bedingen.

Auch hier hat Schwendener einen — meist nicht beachteten — Vorgänger. Herbert Spencer sagt in dem 1866 erschienenen Teil seiner „Principles of biology“¹⁾ „Wenn wir

1) Deutsche Übersetzung II p. 281.

uns nun vorstellen, die durch transversale Spannungen beeinflusste Masse stelle einen Zylinder dar, welcher vorwärts und rückwärts nicht in einer bestimmten Ebene, sondern bald in dieser bald in jener Richtung gebogen werde, so müssen notwendig seine peripherischen Schichten den größten Zug aushalten. Eine gewöhnliche exogene Achse ist nun ein auf solche Weise beeinflusster Zylinder. Und wenn die dichte Substanz, welche solchen Dehnungen und Pressungen Widerstand zu leisten vermag, hauptsächlich da abgelagert wird, wo diese letzteren am größten sind, so ist nichts anderes zu erwarten, als daß dieselbe die Gestalt einer zylindrischen Scheide annehmen werde . . . Das ist in der Tat der Fall.“ Spencer zieht aus dieser zweckmäßigen Anordnung den Schluß „daß die Ausbildung der Stützgewebe in den Pflanzen durch die einwirkenden Kräfte veranlaßt werde, welchen diese Gewebe Widerstand zu leisten haben“. Jedenfalls ist in dieser kurzen Darlegung auf die rationelle Anordnung — auf die Erzielung von Biegefestigkeit mit möglichst geringem Materialaufwand — des mechanischen Systems hingewiesen. Die eingehende Untersuchung von dessen Eigenschaften und verschiedener Ausbildung ist aber erst durch Schwendener vorgenommen worden. Sein Wunsch (den er dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber 1877 aussprach), daß auch die anderen, bisher nur formal-deskriptiv behandelten Gewebesysteme der Pflanzen in ähnlicher Weise bearbeitet werden möchten, also sozusagen der nach der Bearbeitung einer „Ökologie der Gewebebildung“ ist später durch Haberlandts „physiologische Pflanzenanatomie“ in sehr erfolgreicher Weise erfüllt worden.

Dagegen hat sich ein weiteres Ergebnis der Forschungstätigkeit Schwendeners, auf das er selbst großen Wert legte, außerhalb seiner Schule nicht durchzusetzen vermocht. Es war das seine „Mechanische Theorie der Blattstellungen“. Wenn auch die Theorie selbst mit großem Scharfsinn ausgearbeitet war, so war doch das Beobachtungsmaterial auf das sie sich stützte, ganz unzureichend. Sie schloß sich an an Hofmeisters Anschauungen, die in scharfem Gegensatz gegen

die der idealistischen Morphologie standen. Schwendener und seine Schüler suchten zwar die gegen seine Theorie vorgebrachten Einwendungen zu entkräften, aber nicht mit Erfolg. Es sind offenbar „innere“ (in der Beschaffenheit des embryonalen Gewebes begründete) Eigenschaften nicht mechanische Momente, welche die Anordnung der Seitenorgane der Pflanzen bedingen.

Es würde zu weit führen, wenn auch andere Arbeiten Schwendeners hier noch erwähnt würden. Die dürftigen obigen Mitteilungen sollen nur den Eindruck andeuten, den diese scharf ausgeprägte Persönlichkeit auf den Verfasser dieser Zeilen machte.

Goebel.

In Ernst Haeckel, welcher am 9. August 1919 aus dem Leben geschieden ist, hat unsere Akademie ein Mitglied verloren, das ihr volle 49 Jahre angehört hat, seit 1870 als korrespondierendes, seit 1891 als auswärtiges Mitglied. In diesen Daten kommt die hohe Wertschätzung zum Ausdruck, welche unsere Akademie dem Verstorbenen entgegengebracht hat und die der ganz hervorragenden Stellung entspricht, die er sich in der Geschichte der Wissenschaften errungen hat.

Ernst Haeckel wurde am 16. Februar 1834 in Potsdam als Sohn des Regierungsrats Haeckel geboren, hat aber seine Jugend in Merseburg, wohin sein Vater versetzt worden war, verlebt und hier auch seine Schulbildung genossen. Trotz seiner lebhaften Vorliebe für Botanik folgte er dem Wunsch seines Vaters und widmete sich dem Studium der Medizin, dem er in den Jahren 1852—57 in Berlin und Würzburg, ein Semester auch in Wien oblag. Auf seinen Studiengang gewannen in Würzburg Virchow und Kölliker, in Berlin vor allem der geniale Johannes Müller bestimmenden Einfluß. Namentlich dem letzteren ist es zuzuschreiben, daß er immer wärmeres Interesse für Zoologie und vergleichende Anatomie gewann. Ein Aufenthalt in Messina während des Winters 1859/60, den ihm sein Vater gestattet hatte, nachdem er sein medizinisches Staatsexamen bestanden und für kurze Zeit sich in Berlin als

Arzt niedergelassen hatte, war entscheidend für seine Zukunft. In Messina sammelte er die Beobachtungen und das Material für seine klassische Monographie der Radiolarien, ein Meisterwerk, welches ihm die goldene Cothenius-Medaille der Leopoldina eintrug und seinen Namen in weitesten Kreisen der Zoologen bekannt machte (1862).

Noch vor dem Erscheinen seiner Monographie hatte sich Haeckel auf Veranlassung seines 8 Jahre älteren Freundes Gegenbaur, mit dem er in Würzburg durch gleiche wissenschaftliche Interessen in nahe Beziehung getreten war, in Jena für Zoologie habilitiert; bald darauf wurde er außerordentlicher Professor der Zoologie, als Gegenbaur, sein Vorgänger auf diesem Lehrstuhl, zum Professor der Anatomie ernannt wurde. Ein Ruf nach Würzburg wurde Ursache, daß seine Stelle in eine ordentliche Professur verwandelt wurde, und so hatte der kaum Dreißigjährige sich einen Wirkungskreis errungen, dem er trotz späterer glänzender Berufungen nach Wien und Bonn treu geblieben ist, bis er mit Rücksicht auf sein hohes Alter im Jahre 1909 von seinem Lehramt zurücktrat.

Diese Treue, die er seinem lieben Jena bewahrte, ist ausschließlich der Überzeugung entsprungen, daß er in Jena einen Wirkungskreis gefunden hatte, in dem sich seine wissenschaftliche Forscher- und Lehrtätigkeit frei entfalten konnte. Philiströse Sesshaftigkeit spielte dabei keine Rolle. Im Gegenteil! Haeckel war eine wanderfrohe Natur. Wohl wenige Zoologen haben ihre Zeit so ausgiebig zu wissenschaftlichen Reisen benutzt; sie führten ihn nicht nur nach England, Frankreich, Rußland, Skandinavien, vor allem häufig an die Küsten des Mittelmeers, sondern auch außerhalb Europas nach den canarischen Inseln, Ceylon und den Sunda-Inseln. Mit welcher künstlerischen Begeisterung er die Schönheiten der Natur in sich aufzunehmen wußte, davon legen seine glänzend geschriebenen Reiseschilderungen beredtes Zeugnis ab.

Wenige Naturforscher haben auf ihre Zeit einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt wie Haeckel. Darüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Dagegen gehen in der Bewertung dieses

Einflusses die Ansichten weit auseinander. Der großen Zahl begeisterter Verehrer, welche seiner unermüdlichen, umfassenden Tätigkeit die allergrößte Förderung von Wissenschaft und Volksbildung beimessen, stehen nicht wenige erbitterte Feinde gegenüber, die sein Wirken für ein Unglück halten. Mit Recht konnte auf ihn das Urteil übertragen werden, das Schiller über Wallenstein fällt, daß von der Parteien Gunst und Haß verwirrt sein Charakterbild in der Geschichte schwanke. Haeckel war eine außergewöhnliche geniale Natur, in der sich wissenschaftliche und künstlerische Neigungen und Begabung zu bewundernswerter, glücklicher Intuition vereinigten, oft aber auch in Widerstreit lagen, in dem die allzu lebhaftes Phantasie des Künstlers dem ruhig abwägenden Urteil des Forschers Abbruch tat. Er war ein leidenschaftlicher Verehrer der Naturbetrachtung, der die glücklichsten Stunden seines Lebens der Forschung am Meer und der Beobachtung am Mikroskop verdankte; und doch war er wieder zu sehr erfüllt von dem philosophischen Bedürfnis, zu allgemeinen Resultaten zu gelangen, als daß es ihm gegeben gewesen wäre mit der Liebe und Sorgfalt sich in das Studium der Einzelercheinungen zu versenken, wie wir es an den alten Naturbeobachtern bewundern und wie es die neuere exakte, auf die Lösung bestimmter Probleme gerichtete Naturforschung verlangt. Die Erkenntnis des Wahren war sein höchstes Ziel; kleinliche Sorge für persönliche Vorteile war seinem Wesen fremd; zugleich aber war er eine leidenschaftliche, nicht selten zur Gewalttätigkeit gesteigerte Herrennatur, was nicht selten die Sachlichkeit seines Urteils trübte. Bei all diesen Härten und Widersprüchen seines Wesens war Haeckel ein sonniger, lebenswürdiger Charakter, der auf alle, welche mit ihm in Berührung kamen, einen großen Zauber ausübte.

Unter dem, was Haeckel für die Wissenschaft geleistet hat, steht in erster Linie sein unerschrockenes Eintreten für die Darwin'sche Lehre und zwar zu einer Zeit, in der die meisten Biologen, sofern sie sich nicht gegen sie aussprachen, eine vorsichtig abwartende Stellung einnahmen. Seiner kühnen

programmatischen Rede auf der Stettiner Naturforscher-Versammlung folgten kurz nach einander seine großen Werke: Die generelle Morphologie (1866), die Natürliche Schöpfungsgeschichte (1868), die Anthropogenie (1874). Dieselben geben nicht nur eine Darstellung und Verteidigung der Abstammungslehre, sondern bieten zugleich eine Fortbildung desselben und zwar vor allem in ihrer morphologischen Begründung und konsequenten Durchführung. Erstere fand ihren Ausdruck in dem wichtigen biogenetischen Grundgesetz: Daß die Ontogenie eine abgekürzte Entwicklung der Phylogenie ist. Mag auch dasselbe viel Widerspruch erfahren haben, so halten doch die meisten Zoologen an seiner Berechtigung fest. Keinenfalls kann in Abrede gestellt werden, daß es in ganz außergewöhnlicher Weise befruchtend auf die Entwicklung der zoologischen Forschung eingewirkt hat. Wenn die Abstammungslehre in Deutschland früher als in anderen Ländern zur Herrschaft gelangte und hier zu einem glänzenden Aufschwung der zoologischen Forschung führte, so ist es zum großen Teil dem gewaltigen Einfluß zuzuschreiben, welchen die genannten Werke auf die heranwachsende Jugend ausübte. Im Jahre 1914 erschien ein zweibändiges Werk: „Was wir Ernst Haeckel verdanken. Ein Buch der Dankbarkeit und Verehrung.“ Aus demselben kann man entnehmen, wie viele unserer tüchtigsten Biologen durch Haeckel für die Biologie gewonnen worden sind. Unter den genannten drei Werken muß der Generellen Morphologie eine besonders große Bedeutung zuerkannt werden. Sie ist nicht nur eine Darstellung der Deszendenztheorie und ihrer Entwicklung, sondern bietet zugleich eine methodische Durcharbeitung und Gliederung der gesamten biologischen Forschung; sie hat hierdurch viel dazu beigetragen das Niveau der zoologischen Forschung zu heben.

In seinem ungewöhnlich arbeitsreichen Leben hat Haeckel zahlreiche größere und kleinere Gruppen des Tierreichs monographisch durchgearbeitet. Im Anschluß an die schon erwähnte Radiolarien-Monographie hat er in drei umfangreichen Bänden eine Darstellung der Radiolarien der Challenger-Expedition

gegeben. Nicht minder bedeutungsvoll sind seine Bearbeitungen der Kalkschwämme, Medusen und Siphonophoren. Alle diese Werke geben eine kritische Sichtung eines ungeheuren Beobachtungsmaterials; sie sind zugleich von der größten Bedeutung für die Fortbildung unserer allgemeinen morphologischen Vorstellungen geworden. Die Arbeiten über Radiolarien, denen sich zahlreiche kleinere Untersuchungen über Protozoen anschlossen, wurden für Haeckel Veranlassung, mit aller Entschiedenheit für die Lehre von der Einzelligkeit der Protozoen einzutreten. Vor Allem aber entwickelte er im Anschluß an die Monographie der Kalkschwämme seine berühmte Gashaea-Theorie, welche zu den hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der vergleichenden Entwicklungsgeschichte gehört. Indem sie zeigte, daß bei allen vielzelligen Tieren das innere Keimblatt sich zur Bildung des Darms einstülpt, eröffnete sie ein volles physiologisches Verständnis für den bis dahin rätselhaften Vorgang der Keimblattbildung.

In den letzten zwei Dezennien seines Lebens trat bei Haeckel die Lust an eigener Beobachtung zurück. In gleichem Maß entwickelte sich bei ihm das Bedürfnis, den reichen Schatz seiner eigenen Erfahrung und die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung überhaupt zur Klärung der großen Menschheitsprobleme zu verwerten. In einer Reihe von Schriften, unter denen „Das Menschenproblem und die Herrentiere von Linné“ (1907) und „Unsere Ahnenreihe (Progonotaxis), Kritische Studien über phyletische Morphologie“ (1908) hier besonders hervorgehoben werden mögen, stellt er noch einmal alle Tatsachen zusammen, welche für die Abstammung des Menschen von affenähnlichen Urformen sprechen. In zwei weiteren Werken, welche im Lauf der Jahre eine ganz ungeheure Verbreitung in weitesten Volkskreisen gefunden haben, (Die Welträtsel 1899 und die Lebenswunder 1904) versucht er, ausgehend von den Resultaten der Medizin und Naturwissenschaften, eine einheitliche monistische Weltauffassung zu entwickeln.

Die genannten Schriften griffen in einschneidender Weise

einerseits in religiöse Vorstellungen, andererseits in das Gebiet der Philosophie ein; sie verwickelten Haeckel in Konflikte, welche selbst im Vergleich zu den Polemiken, welche der kampfesfrohe Mann in früheren Jahren ausgefochten hatte, eine ungewöhnliche Schärfe annahmen. Dies ist zum Teil auf die Leidenschaftlichkeit zurückzuführen, mit der Haeckel seine Ansichten vertrat, zum Teil aber auch darauf, daß er Beweismaterial für seine Ansichten beibrachte, das zu berechtigten Bedenken Veranlassung gab. Der Raum, der diesem kurzen Nachruf zur Verfügung steht, macht eine eingehende Besprechung der verwickelten Fragen unmöglich; und so möge nur das Eine hervorgehoben werden, daß, mag Haeckel auch im Einzelnen gefehlt und die Schwierigkeiten der Probleme unterschätzt haben, er gleichwohl auch in diesen letzten Kämpfen der kühne Streiter gewesen ist, der rücksichtslos für seine Überzeugung eintrat.

Ich kann diesen kurzen Überblick über Haeckels wissenschaftliches Wirken nicht schließen, ohne seiner hervorragenden Darstellergabe zu gedenken. Dieselbe ist ihm bis in sein hohes Alter treu geblieben. Es ist bewundernswert, mit welcher Frische, Lebendigkeit und Klarheit des Stils auch seine letzten nur wenige Monate vor seinem Tode geschriebenen Werke verfaßt sind. Dieser außergewöhnlichen schriftstellerischen Begabung ist zum großen Teil der ganz ungewöhnliche Erfolg seiner zahlreichen Schriften zu danken.

Wenn wir von Darwin absehen, so sind wohl keinem Zoologen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viele Ehrungen zu Teil geworden, wie Haeckel. Groß ist die Zahl der Akademien und gelehrten Gesellschaften, welche ihn zu ihrem korrespondierenden oder Ehrenmitglied ernannten. Von den Universitäten Jena, Edinburgh, Cambridge, Upsala und Genf wurde er zum Ehrendoktor ernannt. Große Geldmittel wurden ihm von seinen zahlreichen Verehrern vor Allem einem Baseler Herrn Paul v. Ritter zur Verfügung gestellt. Er vermehrte sie durch eigene große Spenden und verwandte das Geld um an der Universität Jena zwei Extraordinariate,

das eine für phyletische Forschung, das andere für Palaeontologie zu errichten, vor Allem zum Bau des Phyletischen Museums, das er bei Gelegenheit des 350. Jahrestags der Universität Jena einweihen und der Universität Jena übergeben konnte. Sein 60., 70. und 80. Geburtstag wurden in und außerhalb Jenas gefeiert. Einen besonders festlichen Verlauf nahm die Feier seines 60. Geburtstags, an welchem an der Stätte seines Wirkens seine Büste in Marmor aufgestellt und enthüllt wurde. Trauerfeiern wurden dem toten Forscher an den verschiedensten Orten gewidmet. Besonders feierlich gestaltete sich die Totenfeier, mit welcher die Universität Jena das Andenken des Mannes ehrte, dem sie so außerordentliche Förderung verdankte. Ein dauerndes Andenken entstand seinem Namen, indem das Haus, in welchem er die letzten Jahrzehnte seines Lebens gewohnt hatte, von der Carl Zeiß Stiftung gekauft und für ein Ernst Haeckel-Haus bestimmt wurde, „das nicht nur der weihvollen Erinnerung dienen, sondern zugleich eine Fundgrube und Arbeitsstätte für weitere Forschung, besonders im Sinne der Entwicklungslehre sein soll“.

R. Hertwig.

Am 23. September 1919 starb nach längerer Krankheit der Professor der Astronomie und Direktor der Universitätssternwarte in Leipzig, **Heinrich Bruns**.

Geboren am 4. September 1848 in Berlin, erhielt er hier seine wissenschaftliche Ausbildung. Während seiner Studienzeit zogen ihn insbesondere die Vorlesungen von Weierstraß und Kummer an. Vor allem war es Weierstraß, der auf den aufstrebenden Geist den größten Eindruck machte. Bis an sein Lebensende bekannte er sich als dankbarer Schüler des großen Mathematikers.

Nachdem Bruns 1871 mit einer ausgezeichneten Dissertation über funktionstheoretische Fragen der Potentialtheorie zum Dr. phil. promoviert worden, nahm er eine Stelle als astronomischer Rechner an der großen Sternwarte in Pulkowa bei Petersburg an. 1873 wurde er Observator der Sternwarte

Dorpat, 1876 a.o. Professor der Mathematik an der Berliner Universität und war zu gleicher Zeit als Lehrer an der Kriegsakademie tätig. 1882 wurde er nach dem Tod von Karl Bruhns zum o. Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte in Leipzig ernannt und blieb trotz einer verlockenden Berufung als Direktor des astronomischen Recheninstituts in Berlin, Anfang der 90er Jahre, seinem Wirkungskreis bis zum Tode treu.

Der Schwerpunkt der hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen von Bruns liegt auf dem mathematisch-astronomischen Gebiete im weitesten Sinne des Wortes. Hier hat er eine Anzahl grundlegender Arbeiten geschaffen, die ihn in die vorderste Reihe der deutschen Astronomen seiner Zeit stellen.

Seine Schrift „Die Figur der Erde“ (1878) untersucht die Möglichkeit der Bestimmbarkeit der Gestalt der Erde, insofern sie als Niveaufläche (Geoid) definiert wird, durch geodätische und astronomische Messungen.

Eine solche Fläche ist gegeben durch ein genügend enges Netz von Kanälen, welche die festen Teile der Erde durchkreuzend mit dem freien Ozean in Verbindung stehen und so die Oberfläche der Meere fortsetzen. Dieses Geoid wird infolge regionaler und lokaler Ungleichmäßigkeiten in der Verteilung der anziehenden Massen Undulationen gegen eine einfach verlaufende Referenzfläche z. B. ein Ellipsoid aufweisen. Die Bestimmung dieser Undulationen bildet eine der Hauptaufgaben der modernen Geodäsie und erfordert funktionstheoretische Betrachtungen über die Eigenschaften allgemeiner Potentialfunktionen. Solche Untersuchungen sind allerdings schon früher angebahnt worden. Aber Bruns hat sie zuerst mathematisch strenge und in systematischer Weise durchgeführt und ist über die früher gewonnenen Resultate weit hinausgedrungen. Seine Schrift enthält eine Fülle neuer Beziehungen, u. a. das „Bruns'sche Theorem“, welches sich als das ganze Gebiet beherrschend herausgestellt hat.

Es ist begreiflich, daß sich ein so eminenter mathematischer Kopf, wie Bruns, nicht an dem Zentralproblem der theoretischen Astronomie, dem Problem der drei Körper, achtlos

vorbeigehen konnte. Offenbar nach langen Studien und Anstrengungen gelang es ihm, neue tiefe Einblicke in das Wesen dieses Problems zu gewinnen. Wenn sich drei oder mehrere Massenpunkte nur unter dem Einfluß des Newton'schen Gravitationsgesetzes bewegen, so ist es sehr leicht, die betreffenden Differentialgleichungen aufzustellen. Auch war schon im 18. Jahrhundert bekannt, daß man zehn endliche Relationen zwischen den Koordinaten und den Geschwindigkeiten angeben kann und zwar nicht nur bei Geltung des Newton'schen Gesetzes, sondern für beliebige Zentralkräfte. Weitere Relationen von gleicher Art oder, wie man sagt, weitere exakte Integrale der Bewegungsgleichungen zu finden aber gelang trotz des Bemühens der größten Mathematiker nicht. Den wahren Grund hierfür fand Bruns (Über die Integrale des Vielkörperproblems, 1887) in der Beschaffenheit der vorliegenden Differentialgleichungen und er konnte den strengen Nachweis führen, daß andere exakte Integrale von der gewünschten Form überhaupt nicht existieren. Diese schwierigen und tief eingreifenden Untersuchungen bilden einen Gipfelpunkt theoretisch-astronomischer Erkenntnis und es ist nur bedauerlich, daß Bruns trotz des großen Erfolges später auf ähnliche Fragen nicht mehr zurückgekommen ist, wenigstens nichts veröffentlicht hat. Es mag dies damit zusammenhängen, daß der französische Mathematiker Poincaré ähnliche Fragen aufgenommen und mit geradezu glänzendem Erfolge weitergeführt hat. Es steht aber fest, daß die ersten auf diesem Gebiete bahnbrechenden Arbeiten die Bruns'schen waren, deren Bedeutung durch die allerdings weiter ausholenden seines Konkurrenten nicht im mindesten herabgedrückt werden kann.

Im Jahre 1895 erschienen wichtige Untersuchungen von Bruns, die er unter dem Titel „Das Eikonal“ zusammengefaßt hat. Es handelte sich hierbei um die allgemeine Abbildungsaufgabe, wie sie z. B. durch optische Instrumente dargeboten wird. Bruns machte die Lösung abhängig von der Betrachtung einer Funktion, deren Einführung eine ähnliche Bedeutung hat, wie das Potential in der Mechanik und die er Eikonal

nannte. Später hat sich herausgestellt, daß ähnliche Betrachtungen viel früher schon von dem Mathematiker Hamilton angestellt wurden, auch hatte Bruns übersehen, daß das Eikonal nichts anderes ist, als die Zeit, welche die Lichtbewegung zwischen Objekt und Bild beansprucht. Hierdurch hat aber im wesentlichen die Bruns'sche Arbeit nicht an Wert verloren. Abgesehen von vielen neuen Resultaten ist sie eine weit durchgeführte systematische Behandlung der Aufgabe zum Teil nach liniengeometrischen Methoden. Ihre Bedeutung wird denn auch allgemein anerkannt und sie wurde bei späteren Untersuchungen zum Ausgangspunkt genommen.

Neben den genannten fundamentalen Arbeiten hat Bruns eine beträchtliche Zahl von Beiträgen in den verschiedensten Teilen der theoretischen Astronomie geliefert. Es seien hier nur erwähnt seine Untersuchungen über die astronomische Refraktion, wobei er einen neuen Gesichtspunkt, eine sozusagen interpolatorische Darstellung der Beobachtungsergebnisse, in den Vordergrund stellt, seine wertvollen Beiträge zur Bahnbestimmung planetarischer Körper, ferner seine interessanten Untersuchungen über das Wesen gewisser veränderlichen Sterne (Fleckentheorie), über Ausgleichungsrechnung, Interpolation, Kugel- und elliptischen Funktionen u. s. f. Überall tritt sein großes Können verbunden mit originellen Ideen hervor und fast alle diese mehr oder weniger umfangreichen Arbeiten sind als wertvoll zu bezeichnen. — Bruns hat der Wissenschaft noch zwei zusammenfassende Darstellungen geschenkt. Es ist immerhin merkwürdig, daß er, obwohl selbst der wirklichen Ausführung umfangreicher numerischer Rechnungen abhold, von lebhaftem Interesse für die Technik des Rechnens erfüllt war und so konnte er durch die Schärfe seines Geistes auch dem erfahrenen Rechner ein nützlicher Berater sein. Sein Rat wurde denn auch bei verschiedenen großen rechnerischen Operationen in Anspruch genommen. Er selbst hat in seinen „Grundlagen des wissenschaftlichen Rechnens“ (1903) in knapper aber höchst klarer Weise seine Ansichten und die Resultate seiner Studien mitgeteilt.

Die zweite zusammenfassende Darstellung ist sein Buch: „Wahrscheinlichkeitsrechnung und Kollektivmaßlehre“ (1906). Daß ihm die Beschäftigung mit den so vielfach erörterten Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der neuen von Fechner begründeten Kollektivmaßlehre besonders reizvoll erscheinen mußte, ist erklärlich. Viele zum Teil bestrittene Auffassungen in der Wahrscheinlichkeitsrechnung fordern den scharfen logischen Denker geradezu heraus und in der Kollektivmaßlehre war noch genügender Raum für neue formal mathematische Entwicklungen. In beiden Richtungen ist das Bruns'sche Buch von bleibender Bedeutung. Naturgemäß kann hier nicht geschildert werden, mit welcher Schärfe die Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung besprochen und dargestellt werden von einem Standpunkt aus, den man wohl als den allein berechtigten bezeichnen darf. In der Kollektivmaßlehre gelang ihm durch einen bewunderungswürdigen Ansatz — die Konvergenz der daraus fließenden Reihenentwicklung hat er später nachgewiesen — die Aufstellung eines sehr brauchbaren Rechen-schemas, das in Zukunft sicherlich auch von den Praktikern bevorzugt werden wird, besonders wenn die „Verteilungsfunktion“ nicht gar zu große Asymmetrien aufweist und sich nicht allzusehr vom Gauß'schen Fehlergesetz entfernt.

Mit den hier kurz besprochenen Arbeiten sind aber die Verdienste von Bruns keineswegs erschöpft. Er war nicht nur in den Gebieten zu Hause, in denen er schöpferisch tätig war, sondern er beherrschte tatsächlich alles in der Astronomie, was mit Mathematik verbunden ist und noch mehr. Obwohl er selbst der eigentlichen Beobachtung am Himmel so gut wie teilnahmslos gegenüberstand, war er doch ein feiner Kenner der Beobachtungsmethoden und hat auch diese durch wertvolle Arbeiten und Hinweise vervollkommenet. So hat er eine neue Methode zur Bestimmung der Fehler einer Kreisteilung entwickelt, die vielfach im Gebrauch ist, er hat einen sehr brauchbaren Apparat zur Untersuchung von Niveaus konstruiert und die Methode der Zeitbestimmung im Vertikal des Polarsterns verbessert. Sobald aber die gedankliche Seite eines von der

Praxis dargebotenen Problems für ihn erledigt war, übergab er die weitere Verfolgung gewöhnlich seinen Mitarbeitern. Diese wissen überhaupt viel von Bemerkungen und kleineren Untersuchungen, die Bruns mündlich zu machen pflegte. Und in ähnlicher Weise können die Vielseitigkeit von Bruns nur diejenigen ganz beurteilen, die ihm persönlich nahe standen. Denn ein schnelles und gewissermaßen provisorische Resultate darstellendes Publizieren liebte dieser scharfsinnige und bedeutende Mann nicht. Aber alle Fachgenossen wissen, daß die deutsche Astronomie der Gegenwart in Bruns einen ihrer besten Vertreter und ihren hervorragendsten Theoretiker verloren hat. In diesem Falle kann man wirklich ohne Übertreibung sagen: Unsere Wissenschaft hat einen unersetzlichen Verlust erlitten.

H. Seeliger.

Mitten aus erfolgreichster Forschungs- und Lehrtätigkeit heraus wurde **Georg Klebs** am 15. Oktober 1918 durch den Tod abberufen. Seinen Arbeiten konnte man nicht anmerken, daß er das 60. Lebensjahr schon überschritten hatte — sie zeigten weder an Umfang noch an Bedeutung der Ergebnisse noch an der Lebhaftigkeit der Darstellung eine Abnahme. So sehr auch sein allzufrüher Tod im Interesse der Wissenschaft und derer, die ihm nahe standen, zu beklagen ist, — er ersparte ihm nicht nur „langes Ermatten und spätes Erkalten“ — was man bei seiner ungemein tätigen und lebhaften Natur sich auch kaum hätte vorstellen können —, sondern auch den Schmerz über den Zusammenbruch Deutschlands.

Im Jahre 1857 (23. X) in Neidenburg in Ostpreußen geboren, hatte Klebs das Glück in den Laboratorien von De Bary, Sachs und Pfeffer vielseitige Anregungen zu empfangen. Indes war er kein Glied irgend einer Schule, sondern ging seine eigenen Wege. Er habilitierte sich 1883 in Tübingen und wurde 1887 nach Basel, 1898 nach Halle, 1907 nach Heidelberg berufen. An all diesen Hochschulen bildete er zahlreiche Schüler aus, welche Einzelprobleme seiner reichen Forschungstätigkeit behandelten. Diese bewegte sich namentlich nach drei Richtungen hin.

Einmal hat Klebs die Kenntnis der Algen und verwandter niederer Pflanzenformen (namentlich der Flagellaten) ungemein gefördert. Er begnügte sich dabei nicht mit der beschreibenden Tätigkeit und der Entdeckung neuer Formen, sondern prüfte in Kulturen das Verhalten der untersuchten Organismen unter verschiedenen Lebensbedingungen. Dadurch wurde er zu den wichtigen Ergebnissen geführt, die er 1896 in dem Werke über die Fortpflanzungsphysiologie der niederen Organismen niederlegte. Er zeigte darin namentlich, daß der Wechsel verschiedener Fortpflanzungsarten, den man in der Natur bei Algen und Pilzen beobachtet, durch die Einwirkung bestimmter Außenbedingungen veranlaßt wird. Es ist möglich, entweder unbegrenztes vegetatives Wachstum oder geschlechtliche oder ungeschlechtliche Fortpflanzung z. B. bei einer *Vaucheria* oder *Saprolegnia* hervorzurufen und so den Entwicklungsgang zu „beherrschen“.

Die entwicklungsphysiologischen Untersuchungen wurden später auch auf die höheren Pflanzen ausgedehnt (bei denen schon mehr Vorarbeiten vorlagen), und auch hier mit den mannigfachsten Hilfsmitteln die Abhängigkeit der Entwicklungsvorgänge von der Einwirkung der Außenwelt untersucht. Namentlich das Problem der Periodizität der Entwicklung hat ihn lange beschäftigt. Auch hier stellte er ein „autonomes“ Eintreten von Ruheperioden durchaus in Abrede, der Wechsel von Wachstum und Ruhe beruht auch hier auf der Einwirkung von Außenbedingungen — eine Anschauung, die vielfach auf Widerspruch stieß. Überall zeigt sich in seinen Untersuchungen scharfe, klar durchdachte Fragestellung, unermüdliche Energie und erstaunliche Beherrschung aller Hilfsmittel.

Andere Richtungen seiner Tätigkeit (z. B. seine cytologischen und ökologischen Arbeiten) können hier nur flüchtig erwähnt werden. Auch sie sind vortreffliche Leistungen, aber doch nicht von so einschneidender Bedeutung, wie die entwicklungsphysiologischen, welche dem geistvollen Forscher einen Ehrenplatz unter den hervorragendsten Biologen seiner Zeit sichern.

Goebel.

Im November 1919 starb in Jena, der langjährigen Stätte seiner Lebensarbeit, der Botaniker **Ernst Stahl**.¹⁾

Geboren am 21. Juni 1848 in Schiltigheim bei Straßburg gehörte Stahl zu den Elsässern, die sich nach 1870 dem deutschen Stammlande anschlossen. Es lag das nur so näher, als gerade in der Botanik Deutschland damals ohne Zweifel an erster Stelle stand. Stahl trat zunächst in das Laboratorium von Anton de Bary ein, der nach der Neubegründung der Straßburger Universität deren erster Rektor war.

Seine Doktorarbeit behandelte die „Entwicklungsgeschichte und Anatomie der Lenticellen“²⁾. Sie zeigt schon die Züge angedeutet, die sich in den späteren Arbeiten noch mehr entfalten: Genauigkeit der Beobachtung verbunden mit Weite im Blick und Neigung zur experimentellen Fragestellung. Denn Stahl begnügte sich nicht damit, die örtlichen Beziehungen der „Rindenporen“ zu den Spaltöffnungen, auf die schon Unger hingewiesen hatte, und ihren Bau eingehend festzustellen. Ein kurzer Schlußabschnitt behandelt auch deren physiologische Bedeutung — auf Grund einfacher Versuche wird die Bedeutung der Lenticellen für den Gasaustausch nachgewiesen.

Schon Stahls zweite Leistung erwarb ihm einen sehr bekannten Namen. Es waren das seine „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Flechten“³⁾. Die Flechten hatten in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht nur für die Botanik, sondern für die gesamte Biologie eine ganz besondere Bedeutung gewonnen. Waren doch diese früher als einheitliche Organismen betrachteten Pflanzen als Doppelwesen erkannt worden, welche durch „Symbiose“ eines Pilzes mit einer Alge zustandekommen. Wir können jetzt, nachdem wir zahlreiche andere Fälle von Symbiose kennen gelernt haben, kaum

¹⁾ Vgl. den Nekrolog des Verf. in „Die Naturwissenschaften“, 8. Jahrg. Heft 8, der hier ebenso gekürzt wiedergegeben ist.

²⁾ Botanische Zeitung XXXI (1873), S. 501 ff.

³⁾ Heft 1, Band 11, Leipzig 1877.

mehr verstehen, daß sich über die Doppelnatur der Flechten ein von den Verteidigern der alten Auffassung oft mit Leidenschaft geführter Streit entspann. Über diesem traten andere ungelöste Flechtenprobleme in den Hintergrund, namentlich das: wie entstehen die Fruchtkörper der Flechten; besitzen diese (bzw. der Flechtenpilz, der allein die Sporen liefert) eine geschlechtliche Fortpflanzung und stehen damit vielleicht die rätselhaften, zahllose kleine (einer vegetativen Entwicklung nicht fähige) Zellchen hervorbringenden Gebilde in Zusammenhang, die man als „Spermogonien“ bezeichnet? Stahls Beobachtungskunst gelang es, diese Frage für eine Anzahl von Flechten zu lösen — soweit sie für unsere derzeitigen Untersuchungsmethoden überhaupt lösbar ist. Er wies eine überraschende Ähnlichkeit der Fruchtkörperbildung mit der der Florideen nach und konnte es höchst wahrscheinlich machen, daß die eben erwähnten kleinen Zellchen tatsächlich männliche Sexualzellen („Spermastien“) darstellen, wenn auch der Vorgang einer Kernverschmelzung wegen der außerordentlichen Kleinheit der Zellkerne nicht beobachtet werden konnte. Außerdem entdeckte er Flechten, die insofern auf der höchsten Stufe der Symbiose stehen, als sie aus ihren Fruchtkörpern gleichzeitig Pilzsporen und Algenzellen entleeren, und damit den Aufbau eines neuen Flechtenthallus aus seinen beiden verschiedenen Komponenten von vornherein sichern.

Die Flechtenarbeit, mit der sich Stahl 1877 in Würzburg habilitierte, bildete den Abschluß seiner ersten, mehr morphologischen Problemen gewidmeten Forschertätigkeit. Andere Aufgaben nahmen ihn jetzt so vorwiegend in Anspruch, daß er sich z. B. erst nach Jahren entschließen konnte, seine Beobachtungen über eine außerordentlich interessante, von ihm in seiner elsässischen Heimat entdeckte — seither meines Wissens von niemand mehr aufgefundene — Alge zu veröffentlichen¹⁾.

¹⁾ *Oedocladium protonema*, eine neue Oedogoniaceengattung, Jahrb. für wissensch. Botanik XXIII (1892).

Nach Würzburg zog Stahl vor allem der Verkehr mit dem berühmten Pflanzenphysiologen Sachs, in dessen Institut damals junge Botaniker aus aller Herren Länder sich zusammenfanden. Seine Tätigkeit ist von jetzt ab so gut wie ausschließlich der Physiologie und Ökologie der Pflanzen gewidmet. Sie kann hier nur in ihren wichtigsten Äußerungen kurz geschildert werden.

Zunächst beschäftigten ihn Untersuchungen auf dem Gebiete der Reizphysiologie. Dabei kam ihm seine Kenntnis der niederen Pflanzenformen besonders zustatten. Die Einwirkungen des Lichtes auf den Chlorophyllapparat der Zellen sind bei diesen viel einfacher zu beobachten, als bei den vielzelligen höheren Pflanzen. So ist z. B. seit der Veröffentlichung von Stahls Untersuchungen „Über den Einfluß von Richtung und Stärke der Beleuchtung auf einige Bewegungserscheinungen im Pflanzenreiche“¹⁾ die Algengattung *Mesocarpus* ein klassisches Objekt geworden: ihr plattenförmiger Chlorophyllkörper ist, wie Stahl fand, bei schwacher Lichtintensität in „Flächenstellung“ — also rechtwinklig zur Richtung der Lichtstrahlen orientiert, bei starker in „Profilstellung“. Ganz ähnliche Erscheinungen konnte Stahl für die Chlorophyllkörper in den Zellen höherer Pflanzen und auch für phototropische Bewegungen nachweisen. Daran schlossen sich wichtige Beobachtungen über die merkwürdigen Bewegungen der Desmidiaceen (behäuteter Zellen ohne Cilien usw.), während die über Schwärmsporen wegen einer gleichzeitigen Veröffentlichung Strasburgers über denselben Gegenstand nur kurz veröffentlicht wurden.

Schon 1880 wurde Stahl als Extraordinarius nach Straßburg, 1881 als Ordinarius und Nachfolger Strasburgers nach Jena berufen. Dieser Stadt, deren herrliche Umgebung ihn, dem unmittelbarer Verkehr mit der Natur und Beobachtung im Freien ein Bedürfnis war, fesselte, blieb er trotz der Versuche, ihn für andere Hochschulen zu gewinnen, treu.

¹⁾ Botanische Zeitung 1880.

In seiner Forschertätigkeit tritt neben rein physiologischen Fragen, denen er sich schon in Würzburg zugewendet hatte, vor allem der Einfluß Darwins, den Stahl hoch verehrte, hervor. Nicht etwa in der Weise, daß Stahl — nach dem Vorgange seines Amtsgenossen E. Häckel — sich mit phylogenetischen Spekulationen befaßt hätte. Diese lagen seinem nüchtern-kritischen Sinne durchaus fern, Was ihn fesselte, war vielmehr die durch Darwin (namentlich durch seine Untersuchungen über die Orchideenkreuzbefruchtung usw.) neu belebte Teleologie, welche die Zweckmäßigkeit in den Gestaltungsverhältnissen und Funktionen der Organismen als Ergebnis der natürlichen Zuchtwahl auffaßte.

Dem Prinzip, zur Untersuchung der reiz-physiologischen Vorgänge einfach organisierte Pflanzen heranzuziehen, entsprang seine klassische Arbeit „Zur Biologie der Myxomyceten“¹⁾. Die „Plasmodien“ der Myxomyceten — die man teils zu den Tieren, teils zu den Pflanzen gestellt hat — sind bekanntlich dadurch besonders interessant, daß sie die größten nur aus Protoplasma und dessen Stoffwechselprodukten bestehenden Organismen darstellen, deren Bewegungen auch mit bloßem Auge leicht verfolgt werden können. Die Existenzmöglichkeit dieser, einer festen Hülle entbehrenden, Plasmodien ist durch ihre von Stahl genau dargelegte Reizbarkeit für die Einflüsse der Außenwelt bedingt. Die Plasmodien erwiesen sich als rheotaktisch (sie bewegen sich der Wasserströmung entgegen), sie reagieren zunächst positiv hydrotaktisch (bewegen sich also nach den feuchteren Stellen hin), ändern aber später (beim Herannahen der Fortpflanzungszeit) ihre „Stimmung“ und wandern aus dem Substrat heraus. Sie geben ferner ein auffallendes Beispiel für Chemotaxis, die Stahl ganz unabhängig von den bekannten, fast gleichzeitig mit seiner Arbeit erschienenen Untersuchungen Engelmanns und Pfeffers bei ihnen auffand, sie werden also durch ein Konzentrationsgefälle bestimmter ins Wasser diffundierender Stoff teils angezogen (Stahls „Trophotropismus“), teils abgestoßen. Andere Reiz-

¹⁾ Botanische Zeitung 1884.

bewegungen mögen unerwähnt bleiben. Es sei nur hervorgehoben, von wie großem Interesse der Nachweis war, daß schon so einfach organisierte Organismen wie die Myxomyceten nach verschiedener Richtung hin mit Reizbarkeiten ausgestattet sind, war,

Eine andere für die Reizphysiologie sehr wichtige Entdeckung Stahls war die, daß die geotropische Empfindlichkeit unterirdischer Pflanzenteile durch das Licht beeinflusst werden kann. Am auffallendsten tritt dies hervor bei einigen Rhizomen und Ausläufern, welche, solange sie sich im Boden befinden, rechtwinklig zum Erdradius sich einstellen, am Lichte aber unter einem Winkel von $45-90^\circ$ nach abwärts wachsen. Es handelt sich dabei nicht um eine richtende Einwirkung des Lichtes, sondern um eine Beeinflussung der geotropischen Empfindlichkeit, die nicht nur deshalb wichtig ist, weil sie uns verständlich macht, daß diese Pflanzenteile, wenn sie zufällig von Erde entblößt werden, wieder in den Boden gelangen können, sondern auch deshalb, weil sie einen Angriffspunkt zur Aufklärung der noch so rätselhaften „Stimmungsänderungen“ gibt, wie sie bei Pflanzen vielfach auftreten.

Die schöne Untersuchung über Transpiration und Assimilation¹⁾, welche namentlich mit Hilfe der seither in jeder botanischen Vorlesung gezeigten „Kobaltpapiermethode“ ausgeführt wurde, sei nur flüchtig erwähnt, um noch auf Stahls ökologische Untersuchungen einzugehen, die ihm ganz besonders am Herzen lagen.

Sie bewegten sich namentlich in vier Richtungen: Die Schutzmittel der Pflanzen gegen tierische Feinde, die Bedeutung der Transpiration, das Verhalten der Pflanzen zum Lichte und die Bedeutung der pflanzlichen Exkrete. In seinem Buche „Pflanzen und Schnecken, eine biologische Studie über die Schutzmittel der Pflanzen gegen Schneckenfraß“²⁾ gab Stahl überraschende Aufschlüsse über Schutzmittel der Pflanzen gegen Tiere, namentlich Schnecken.

¹⁾ Botanische Zeitung 1894.

²⁾ Januar 1888.

Auf Grund sorgfältiger Beobachtungen dieser gefährlichen Pflanzenfresser im Freien und zahlreicher Fütterungsversuche kam er zu dem Ergebnis, daß chemische Schutzmittel, wie Oxalsäure, ätherische Öle, Bitterstoffe usw., von großer Bedeutung seien. Namentlich aber kommen neben sonstigen mechanischen Schutzmitteln die nadelförmigen Kristalle (Raphiden) von Calciumoxalat in Betracht, die sich in manchen Pflanzen in Menge finden. Er zeigte, daß eine Anzahl von Pflanzen (namentlich Monokotylen) wegen ihres Raphidengehaltes von Schnecken (Helixarten) nicht gefressen werden, und daß auch andere Tiere, z. B. Kaninchen, solche Pflanzen meiden. Doch ist zu unterscheiden zwischen den „Spezialisten“, denen nur bestimmte Pflanzen zur Nahrung dienen und den wenig wählerischen „Omnivoren“, welche den Pflanzen besonders gefährlich sind.

Daß die Transpiration im Dienste der Nährsalzgewinnung stehe, war ihm zweifellos. Wenn das zutrifft, mußte man vermuten, daß bei Pflanzen niederschlagsreicher Gebiete Einrichtungen zur Förderung der Transpiration bestehen. Diese untersuchte Stahl auf zwei Tropenreisen, von denen ihn die eine nach Java, die andere nach Mexiko führte. Er sah als Anpassungen zur Förderung der Transpiration an: die Entwicklung großer Blattspreiten, Träufelspitzen (die eine rasche Trockenlegung der Spreiten nach Regen herbeiführen), Sammetblätter (auf denen sich das Wasser durch Kapillaranziehung rasch ausbreitet und verdunstet, also die Transpiration eine kurze Zeit hemmt), Buntblättrigkeit (die eine höhere Temperierung der Blätter und so Transpiration selbst bei wasserdampfgesättigter Luft gestattet), die unten zu erwähnenden nyklinastischen Bewegungen u. a.¹⁾

Mit der Wasserdurchströmung und der Nährsalzaufnahme brachte er auch das Mykorrhizaprobem in Verbindung.

Die merkwürdige Tatsache, daß die Wurzeln (teilweise auch andere Organe) mancher Pflanzen regelmäßig von Pilzen

¹⁾ Vergl. namentlich die Abhandlung „Über bunte Laubblätter“ Ann. des jard. bot. de Buitenzorg 1896, Vol. XIII.

bewohnt sind, hat die Botaniker in den letzten Jahrzehnten viel beschäftigt. Stellt eine solche „Pilzwurzel“ (Mykorrhiza) nur einen Fall von den Wirt nicht weiter schädigendem Parasitismus dar, oder eine „Symbiose“, von der auch die Pflanze, welche den Pilz beherbergt, Vorteil hat? Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß Stahl diese Frage bejahte. Er untersuchte die Verbreitung der Mykorrhizen und zog dabei das ganze biologische Verhalten der Mykorrhizapflanzen in Betracht.

Seine eingehenden Untersuchungen im Freien wiesen darauf hin, daß es sich dabei meist um Pflanzen handelt, die auf nährstoffarmen humosen Böden wachsen. Ihr Wurzelsystem ist verhältnismäßig wenig entwickelt, demgemäß auch ihre Transpirationsgröße gering. In den Blättern findet sich als Assimilationsprodukt meist wenig Stärke, aber Zucker und wenig Aschenbestandteile. Die Pilze, die an diesen Standorten im Boden reichlich vorkommen, bedürfen großer Mengen von Aschenbestandteilen. Sie stehen mit den Wurzeln der höheren Pflanzen im Wettbewerb um die Nährsalze. Sie können diese vermöge ihrer großen Oberflächenentwicklung, ihres raschen Wachstums usw. leichter gewinnen als die Wurzeln. Es war also für die höheren Pflanzen von Vorteil, sich sozusagen mit Pilzen zu verbünden. Letztere bilden mit Hilfe der ihnen von der Wirtspflanze gelieferten Assimilate und der ihnen zur Verfügung stehenden Aschenbestandteile Eiweiß, von dem auch die Wirtspflanze einen Tribut erhält.

Darin erblickte Stahl den Sinn der Mykorrhizenbildung¹⁾. Er hat diese Ansicht auch gegenüber mannigfachen Einwänden aufrecht erhalten.

Besonders eingehend hat sich Stahl mit der Einwirkung des Lichtes auf die Pflanzen befaßt im weiteren Verfolg seiner schon oben erwähnten Untersuchungen. Zunächst zeigte er, daß bei den gewöhnlichen zweiseitig (bifazial) gebauten Laubblättern die auf der Oberseite liegenden „Palisadenzellen“ die für starke Lichtintensitäten, die auf der Unterseite liegenden

¹⁾ Der Sinn der Mykorrhizenbildung, Jahrb. für wissensch. Bot. Bd. XXXIV (1900).

Schwammparenchymzellen die für schwächere Lichtintensitäten angepaßten Zellformen darstellen. Damit in Übereinstimmung steht der doppelte Nachweis: einmal der, daß viele Pflanzen je nach den Beleuchtungsverhältnissen verschieden gebaute Blätter, Sonnenblätter mit stark entwickeltem Palisadenparenchym und Schattenblätter mit sehr schwach entwickeltem hervorzubringen vermögen, und der, daß die „Kompaßpflanzen“ (deren auf beiden Seiten gleich gebaute Blätter sich vertikal in die Nord-Süd-Ebene stellen) auf die Ausnutzung des Morgen- und Abendlichtes eingerichtet sind.

Namentlich aber suchte er auch die Frage zu lösen, weshalb denn die autotrophen Pflanzen ihre Vegetationsorgane gerade grün gefärbt haben¹⁾. Er fand darin eine bestmögliche Ausnutzung des Lichtes. Dieses bestehe hauptsächlich aus zwei verschiedenen Strahlengruppen: roten Strahlen, welche in direktem Sonnenlichte bei niederem Stand der Sonne über dem Horizont vorherrschen und blauvioletten, welche im zerstreuten Himmelslicht dominieren. Dem entsprechen zwei Gruppen von Pigmenten: die grünegefärbten zur Absorption der roten Strahlen, die gelben zur Absorption der blauen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Kritik, welche diese Hypothese erfahren hat, einzugehen, es sei nur auf Willstätters bekannte Forschungen verwiesen.

Daß die ökologische Formgestaltung die Bewegungen der Pflanzen als im Dienste besonderer Lebensverrichtungen erworbene betrachten muß, ist selbstverständlich.

Aber die Bedeutung dieser Bewegungen ist in einer ganzen Anzahl von Fällen zweifelhaft, selbst bei so auffällig rasch verlaufenden, wie denen von *Mimosa pudica*. Stahl erblickt in ihnen eine Schutzbewegung, welche in Verbindung mit den Stacheln der *Mimosa* Tiere abhalten soll, diese Pflanzen zu fressen.

Eine solche Deutung ist aber für andere „nastische“ Bewegungen nicht möglich.

¹⁾ Zur Biologie des Chlorophylls. Laubfarbe und Himmelslicht, Jena 1909.

Als im Dienste der Transpirationsförderung stehend betrachtet Stahl die merkwürdigen „Schlafbewegungen“ der Blätter. Ch. Darwin hatte in diesen vor allem einen Schutz gegen nächtliche Wärmestrahlung gesehen, eine Anschauung, die sich auf Pflanzen, die in den Niederungen der Tropen wachsen, nicht wohl übertragen läßt. Stahl glaubte des Rätsels Lösung darin zu finden, daß er die Schlafbewegungen als Schutz gegen Taubeschlag auffaßte, „und zwar im Interesse der stomatären Transpiration, deren Aufgabe es ist, die Assimilationsorgane mit mineralischen Nährstoffen zu versorgen“. Es ist das eine vom teleologischen Standpunkt aus gewiß sehr einleuchtende Deutung. Aber als erwiesen ist sie derzeit nicht zu betrachten — dazu fehlt es noch allzusehr an der experimentell festgestellten „Wasserbilanz“ der Pflanzen, welche solche nächtlichen Blattbewegungen aufweisen.

Die letzte umfangreiche Arbeit Stahls war der Physiologie und Biologie der Exkrete gewidmet¹⁾. Sie bringt die Ergebnisse langjähriger Untersuchungen.

Ausgehend von dem Nachweis, daß mit der Abnahme der von den Wurzeln aufgenommenen Nitrate eine bei manchen Pflanzen recht erhebliche Zunahme des Calciumoxalates erfolgte, suchte Stahl der viel erörterten Frage nach der Bedeutung dieses Exkretes und der Exkretbildung überhaupt näher zu treten.

Es ergab sich z. B., daß Zufuhr von Kalkverbindungen die immer weiter vor sich gehende Bildung von Oxalsäure veranlaßt, die dann zur Bildung von Calciumoxalat führt, während andere Pflanzen Calciumkarbonat ablagern oder ihren Kalküberschuß durch „Guttation“ loswerden.

Die Bildung der Exkrete rückte dadurch in eine neue Beleuchtung.

Stahl gedachte diese Fragen — die mit vielen andern zusammenhängen — auch weiter zu verfolgen. Der Tod hat ihm das unmöglich gemacht, und der Botanik einen feinsinnigen originellen Forscher und allbeliebten erfolgreichen Lehrer entrissen.

Goebel.

¹⁾ Flora 113 (1919).

Woldemar Voigt, geboren zu Leipzig 1850, gestorben als Professor der theoretischen Physik zu Göttingen am 13. Dezember 1919, gehörte unserer Akademie seit dem Jahre 1909 an. Er bekannte sich Zeit seines Lebens mit Begeisterung als Schüler Franz Neumanns, bei dem er 1871—1874 in Königsberg studierte und 1874 promovierte und zu dessen Nachfolger er schon 1875 als Extraordinarius berufen wurde, noch ehe er in Leipzig seine Habilitation als Privatdozent der Physik beendet hatte. Es lag ganz im Sinne der Neumann'schen Schule, wenn seine frühesten Arbeiten vor allem der Elastizitätstheorie und ihrer Anwendung auf die Optik gewidmet waren. Auch die hervorragende Stellung, die die Kristallphysik in seinem Leben und Wirken einnahm, entsprach der Neumann'schen Tradition (war doch Neumann selbst ursprünglich Professor der Mineralogie). Die Symmetrie der Kristalle im Zusammenhang mit der Symmetrie der einzelnen Erscheinungsklassen physikalischer Vorgänge, die Systematik der Piezo- und Pyroelektrizität und der reziproken Phänomene, die Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Äußerungen des anisotropen Zustandes waren sein eigenstes Arbeitsgebiet; sein Lehrbuch der Kristallphysik, Leipzig 1910, („dem Andenken Franz Neumanns gewidmet“) wird für alle Zeiten eine Fundgrube reichster und feinsten Belehrung bleiben. Noch in seinen letzten Lebensjahren hat er die Wendung mitgemacht, die auf Grund der Laue'schen Entdeckung die Kristallphysik genommen hatte; seine Auffassung der Kristall-Strukturtheorie hat er in einem umfangreichen Bericht für die Physikalische Zeitschrift niedergelegt und für eine besondere Veröffentlichung vorbereitet.

Ein zweites Gebiet, das Voigt maßgebend beeinflusst und dauernd befruchtet hat, ist die Magnetooptik. Persönliche Freundschaft mit Zeeman und Lorentz und seine besondere phänomenologische Arbeitsrichtung, die von speziellen Bildern absehend die allgemeinen Züge der Erscheinungen in Formeln setzte, wiesen ihn auf dieses für die künftige Entwicklung der Atomphysik unübersehbar wichtige Gebiet. Die Kenntnis des

sog. inversen Zeemaneffektes, seine experimentelle und rechnerische Durchforschung verdanken wir fast allein den Arbeiten Voigts und seiner Schüler. Sein Lehrbuch der Magneto- und Elektrooptik, Leipzig 1908, zeigt die Fülle der von ihm hier vollbrachten mühevollen Arbeit. Seine schönste magnetooptische Leistung aber ist die Behandlung des Paschen-Back-Effektes vom D-Linien-Typus (1913): Der Vorgang selbst und seine physikalischen Bestimmungsstücke sind uns vielleicht noch für lange rätselhaft, aber die Gleichungen, in die Voigt den Vorgang eingekleidet hat, geben in fast allen Einzelheiten die magnetooptische Verwandlung der D-Linien naturgetreu und exakt wieder. Sie sind vielleicht der größte Erfolg, den die phänomenologische Methode überhaupt zu buchen hat, und werden für jede spätere atomistische Theorie des Zeemaneffektes bestimmend sein.

Eine für die Relativitätstheorie bemerkenswerte Tatsache sei noch erwähnt: Voigt hat bereits 1887 die allgemeine Form der Lorentz-Transformation in einer optischen Untersuchung vorweggenommen, natürlich ohne damals so weittragende Folgerungen daraus ziehen zu können, wie später Lorentz oder gar Einstein.

Voigt war nicht nur der unermüdliche durch keine Schwierigkeit des Kalküls zu entmutigende Rechner, er war auch ein Meister der präzisen Experimentierkunst, besonders auf dem Gebiet der Kristallphysik. Er war auch ein großzügiger, im stillen wirkender Wohltäter auf wissenschaftlichem und sozialem Gebiet, dessen freigebige Hand manchen jüngeren Fachgenossen gestützt und manches öffentliche Interesse gefördert hat. Er war schließlich ein Musiker hohen Ranges; wenn er in seinem Göttinger Konzertverein Bach dirigierte, leuchtete sein schönes Antlitz im gleichen Feuer, wie wenn er von seinem alten Lehrer Neumann sprach. Der Krieg hat seine Lebenskraft gebrochen; er, der als junger Freiwilliger 1870 ausgezogen war, konnte den elenden Zusammenbruch seiner Jugendideale nicht überleben.

A. Sommerfeld.

Im vorigen Jahre starb nach Zeitungsmeldungen das schriftwechselnde Mitglied unserer Akademie (gewählt 1907) **Grove Karl Gilbert** von der U. St. Geological Survey in Washington, D. C. Nach alter Gepflogenheit sollen hier einige Mitteilungen über den hervorragenden Forscher Platz finden, die freilich bei dem Mangel aller eingehenderen Angaben über seinen Lebensgang nur dürftig sein können. Was wir über ihn hier mitzuteilen vermögen, stützt sich, abgesehen von persönlichen Erinnerungen, auf eine nur oberflächliche Kenntnis der wichtigsten Arbeiten des Verbliebenen, sowie auf kurze Angaben in *Merrills Contributions to the history of American Geology*, Washington 1906.

K. Gilbert wurde im Mai 1843 zu Rochester im Staate Neuyork geboren. Über seine Eltern und Jugend ist uns nichts bekannt. Wir wissen nur, daß er nach beendetem Universitätsstudium 5 Jahre lang Assistent am Ward-Museum gewesen ist. 1870, im Alter von 27 Jahren, trat er als Assistent in die unter Leitung von Newberry stehende geologische Untersuchung des Staates Ohio ein, um diese Stellung aber schon 3 Jahre darauf mit einer solchen als Chief Geologist an der bekannten, unter der Führung des Leutnant Wheeler stehenden topographisch-geologischen Erkundung des Gebietes im Westen des 100. Meridians zu vertauschen. Seine Teilnahme an diesen Arbeiten machte ihn bekannt mit großen Teilen des Felsengebirges, der Plateauregion und des Great Basin in den Staaten Dakota, Nebraska, Kansas, Wyoming, Colorado und besonders in Utah und führte ihn damit in die Gebiete, die von nun an das Hauptfeld seiner Arbeiten bilden sollten. Er blieb diesem auch treu, als er 1876 aus dem Wheelerschen Unternehmen ausschied, um sich der unter der Leitung des Major Powell stehenden Expedition anzuschließen, die in den Jahren 1877—1879 stattfand und in der Geschichte der Geographie und Geologie Nordamerikas so berühmt geworden ist. Erst 1879, also im Alter von 36 Jahren, wurde er Mitglied der großen Geologischen Landesanstalt in Washington, um in

dieser Stellung, so viel uns bekannt, bis an sein Lebensende zu verbleiben.

Der Unterzeichnete machte die Bekanntschaft Gilberts gelegentlich des zwischenvölkischen geologischen Kongresses, der 1891 in Washington stattfand. Er lernte in ihm einen hochgewachsenen, breitschulterigen, hellhaarigen und -äugigen Mann kennen, das Urbild eines Germanen, aber leider ohne nähere Kenntnis des Deutschen, welches doch von vielen anderen amerikanischen Fachgenossen, die in Deutschland studiert hatten, nicht nur gelesen sondern auch gesprochen wurde. Auch auf den großen, sich bis an die Grenze Kaliforniens erstreckenden Reisen, die sich an den Kongreß anschlossen, war Gilbert im Felsengebirge, in der Umgebung von Salt Lake City sowie am Großen Canyon des Coloradoflusses einer unserer Hauptführer, ein Führer von nie versagender Sachkunde, Ausdauer und Freundlichkeit. In späteren Jahren soll Gilbert ein eigenes Laboratorium errichtet haben, um durch großzügige Versuche Aufschluß über die Bildungsweise der Alluvionen zu erhalten.

Die wissenschaftlichen Arbeiten des Verstorbenen sind sehr zahlreich und betreffen alle die dynamische Geologie, während die übrigen Teile der geologischen Wissenschaft, Stratigraphie, Petrographie und Paläontologie ihm ziemlich fern lagen. Es sind besonders zwei Abhandlungen, durch die Gilbert in weiten Kreisen bekannt geworden ist.

Die eine stammt aus dem Jahre 1877 und behandelt die Henry Mountains auf dem Hochplateau von Utah. Diese Berge sind ein Ergebnis gewaltiger tertiärer Trachytintrusionen, die nach Durchbrechung von karbonischen und triassischen Gesteinen das überliegende Dach kretazisch-tertiärer Ablagerungen gewölbeartig emporgetrieben haben. Gilbert nannte solche innerhalb sedimentärer Massen liegende Intrusionskörper, denen es nicht gelang die Erdoberfläche zu erreichen, die vielmehr auf dem Wege dahin stecken geblieben sind, Lakkolithe. Man hat sie später auch an vielen anderen Punkten der Erde beobachtet, und der Gilbertsche Name wird jetzt von den Geologen aller Länder angewandt.

Die zweite große Abhandlung stammt aus dem Jahre 1890 und ist dem Great Basin gewidmet. Gilbert hatte schon vorher die zahlreichen kurzen, durch trogförmige Senken getrennten, meridional streichenden Gebirgsketten dieses Gebietes als „Basin Ranges“ bezeichnet und nachgewiesen, daß sie nicht sowohl durch Faltung als vielmehr durch Hebung einzelner Schollen zwischen parallelen Verwerfungen entstanden seien. In der Arbeit von 1890 zeigte er nun, daß die bekannten Salzseen im Sevier- und Salt Lake-Tale nur die letzten Reste eines allmählich eingetrockneten früheren sehr viel umfangreicheren Süßwasserbeckens seien. Der Bestand eines solchen Sees, den er Lake Bonneville taufte, war nur unter ganz anderen wie die heutigen klimatischen Verhältnisse, nämlich in der niederschlagsreichen Eiszeit der Diluvialperiode möglich. Der Umfang und die Wasserstände dieser gewaltigen ehemaligen Wasseransammlung geben sich besonders in den Hochterrassen zu erkennen, die in großer Zahl und bis zu 300 m Höhe über dem Boden des Wüstenbeckens auftreten und die sich, aus der Ferne gesehen, wie meilenweit hinziehende, in die Felsgehänge eingehauene Landstraßen ausnehmen. Die Abhandlung ist auch reich an bemerkenswerten Beobachtungen über Winderosion in den Wüsten des Great Basin, sowie jugendliche Verwerfungen an den Deltakegeln und Terrassen des Bonneville-Sees. Sie birgt zugleich, in den Betrachtungen über die Abtragung großer festländischer Gesteinsmassen und die Ablagerung des Schuttes im Meere und in den daran geknüpften Vorstellungen über die Hebung des entlasteten Festlandes und die Senkung des belasteten Meeresgrundes, vielleicht die ersten Keime der später durch den Amerikaner Dutton weiter ausgebildeten, jetzt eine so bedeutende Rolle spielenden Theorie der Isostasie.

Daß Gilbert außer den genannten noch manche andere Gegenstände der Allgemeinen Geologie behandelt hat, zeigen seine Veröffentlichungen über die Glazialerscheinungen Nordamerikas, über die Entstehung und den Rückschritt des Niagara-falles, sowie über den Mond, dessen Wallebenen er (ähnlich wie Meydenbauer) aus dem Aufschlag großer kosmischer Massen zu erklären versuchte.

E. Kayser.

Lord Rayleigh (John William Strutt) gehörte unserer Akademie seit 1890 an. Geboren 1842, 1879 Maxwells Nachfolger an der Universität Cambridge und Vorstand des Cavendish Laboratoriums, seit 1885 in der R. Institution tätig, der Hauptsache nach aber seinen eigenen Forschungen auf seinem schönen Landsitz in Terling Terrace hingegeben, wo ein von seinem Vater überkommener Rennstall zu einem physikalischen Laboratorium scheinbar äußerster Primitivität und Unansehnlichkeit, in Wahrheit aber wegen der sinnreichen Durchdachtheit aller Anordnungen zu einem Institut von bedeutender Leistungsfähigkeit umgestaltet war; einer der fruchtbarsten physikalischen Schriftsteller aller Zeiten, ein vollkommenes Beispiel für die innigste Verschmelzung von physikalischem und mathematischem Denken. Sein bekanntester Erfolg auf experimentellem Gebiet ist die Entdeckung des Argons in der atmosphärischen Luft, ein „Erfolg der letzten Dezimale“, errungen mit den primitiven Hilfsmitteln seines Privatlaboratoriums; eine seiner schönsten Leistungen auf theoretischem Gebiete seine Theorie des Schalls (deutsche Übersetzung von Helmholtz veranlaßt). Daneben hat er die Hydrodynamik, Elektrodynamik, Strahlungstheorie und ganz besonders die Optik durch seine unglaubliche Fruchtbarkeit nachhaltig beeinflusst und gefördert; auf dem Gebiete der Optik ist es besonders das Problem des Himmelblaus und seine Lösung, die Rayleighs Namen unsterblich machen werden.

A. Sommerfeld.

Historische Klasse.

Am 4. September 1919 starb in hohem Alter zu Pöcking am Starnberger See **Franz von Reber**, geboren 10. November 1834 zu Cham in der Oberpfalz. Von seiner Professur der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule hatte er sich 1907, von der Leitung der Alten Pinakothek 1909 zurückgezogen. Zwei Seiten wissenschaftlicher Tätigkeit treten uns gleich in diesen beiden Ämtern entgegen. Für die Gemäldegallerie bedeutete seine Ernennung 1875 den Bruch mit der alten aber übeln Gewohnheit, als Verwalter der Kunstsammlungen Künstler zu bestellen; es darf Reber als großes Verdienst angerechnet werden, daß er für seine Neuordnung zuerst kunstgeschichtliche Gesichtspunkte befolgte, und auch außerhalb Münchens durch Anlage und Katalogisierung kleinerer Museen für Ordnung und Nutzbarmachung des öffentlichen Kunstbesitzes mit aufopferndem Fleiße bemüht war. Von der merkwürdigen Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Arbeit andererseits zeugt das Verzeichnis seiner Schriften. (Almanach unsrer Akademie 1909 S. 368, vgl. auch den Nachruf Paul Frankl's im Zentralblatt der Bauverwaltung 1920 S. 93), die mit einer Untersuchung über den Ursprung der Druckerkunst (1856) anhebt, auch Numismatik des Mittelalters umfaßt, sich aber gleich mit Vorliebe der Topographie und den Bauten Roms zuwendet, um bald die verschiedensten Gebiete der Kunstgeschichte, alter wie neuerer, in oft umfangreichen Darstellungen zu behandeln, immer mit einer gewissen Bevorzugung der antiken und altorientalischen Baukunst, zu der er auch zuletzt noch mehrfach zurückkehrte. Dazu gehört die äußerlich sehr schlichte Übersetzung und Erläuterung des Vitruv, die jüngeren anspruchsvolleren Arbeiten gleicher Art gegenüber ihren Wert behalten wird. An weitere Kreise wendete er sich in dem mit Bayersdorfer gemeinsam herausgegebenen Klassischen Bilderschatz, der zum ersten Male Nachbildungen der Gemälde aller Länder zu billigstem

Preise bequem zugänglich machte (1888—1900) und dem gleichartigen Klassischen Skulpturenschatz (1896—1900). Ähnlich war schon die Tendenz seiner Ruinen Roms und der Campagna (1863, zweite Auflage 1879), die er mit Abbildungen nach eigenen feinen Zeichnungen hatte ausstatten können. Mehrfach zeigt sich bei Reber, wie er durch seine so verschiedenartigen amtlichen Pflichten zu intensiverer Beschäftigung mit bestimmten Gebieten und dann auch zu ihrer litterarischen Behandlung gelenkt wurde. So trieb ihn, um nur ein Beispiel zu nennen, seine Ernennung zum Direktor der Gemäldegallerie schon im folgenden Jahr (1876) zu dem für jene Zeit überraschenden Wagnis einer Geschichte der neueren deutschen Kunst, die 1887 in zweiter Auflage erschienen, ein ebenso sprechender Beweis für die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit seines Wesens ist, wie für die treue Beharrlichkeit, mit welcher er jede Pflicht zu erfüllen bestrebt war. Seine schlichte menschliche und freundliche Art, die er in allen Beziehungen bewährte, ist ihm bis zu Ende treu geblieben.

Paul Wolters.

Am 7. April 1918 verstarb zu Leipzig der Geheime Kirchenrat und Universitätsprofessor **DDr. Albert Hauck**, durch dessen Tod unsere Akademie einen besonders schmerzlichen Verlust erleidet. — Seit dem Jahre 1902 hat er unserem Kreise als korrespondierendes Mitglied der dritten Klasse angehört. Die Bande, die ihn mit unserer Körperschaft verknüpften, wurden noch enger, seitdem er im Jahre 1903 von der Historischen Kommission bei unserer Akademie zu ihrem ordentlichen Mitgliede erwählt worden und nunmehr Gelegenheit hatte, alljährlich in der Pflingstzeit an deren Beratungen teilzunehmen. Seine ruhige, abgeklärte und wahrhaft vornehme Gelehrtennatur kam da oftmals mit ihrer eindrucksvollen Persönlichkeit zu Gehör und zur Geltung. Da er von der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft innerhalb des Kartells der deutschen Akademien als Vertreter in die Kommission für Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der

Schweiz abgeordnet wurde, so hat er auch hier Gelegenheit gehabt und reichlich benützt, die Herausgabe dieser Kataloge, die unserer Akademie übertragen war, durch seinen sachverständigen Rat in erspieflicher Weise zu unterstützen.

In die weitesten Kreise ist Haucks Name getragen worden durch die von ihm seit 1896 mit sicherer Hand geleitete und geförderte dritte Ausgabe von Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Den Kirchenhistoriker aber hat mit vollem Recht berühmt gemacht seine Kirchengeschichte Deutschlands, die wenn sie auch als Torso hinterlassen wurde, doch den großen Vorzug besitzt, den gewaltigen Stoff von den Anfängen des Christentums auf später deutschem Boden in der römischen Zeit bis tief in das 14. Jahrhundert hinein, bis zum Tode Ludwigs des Baiern im Jahre 1347 in fünf inhaltschweren, aufschlußreichen Bänden vorgeführt und in meisterhafter Darstellung bewältigt zu haben. Ja, soeben, im Sommer 1920, erleben wir die Freude, aus dem Nachlaß von Hauck auch noch die zweite Hälfte des fünften Bandes veröffentlicht zu sehen, welche die Kirchengeschichte Deutschlands über das große Papstschisma und das Konstanzer Konzil bis in die Zeiten der hussitischen Wirren und in die Tage des Basler Konzils hineinführt. Das Friedenswerk der Iglauer Kompaktaten vom 5. Juli 1436 und seine Nachwirkungen im Jahre 1437 finden am Schluß noch kurze Erwähnung. Heinrich Boehmer in Leipzig hat sich um die Drucklegung dieses nachgelassenen Bandes seines Lehrers verdient gemacht.

Nach dem Vorgange Ughellis mit der *Italia Sacra*, der französischen Mauriner mit der *Gallia christiana* lag seit dem 17. und 18. Jahrhundert auch der Gedanke einer *Germania sacra* gleichsam in der Luft. Abt Martin Gerbert von St. Blasien und der Benediktiner Aemilian Ussermann suchten ihn zu verwirklichen; der letztere aber ist 1794 und 1802 über die Bistümer Würzburg und Bamberg nicht hinausgekommen. So konnte der ehemalige protestantische Kirchenhistoriker August Friedr. Gfrörer, als er im Jahre 1841 erstmals mit einem Bande Allgemeiner Kirchengeschichte hervortrat, welche die

drei ersten christlichen Jahrhunderte behandelte, diesem Bande auf dem Umschlag (nicht aber auf dem Innentitel) den Titel geben: „Allgemeine Kirchengeschichte für die Deutsche Nation“. Das Werk ist über die erste Abteilung des 4. Bandes nicht hinausgediehen, der im Jahre 1846 gleichfalls in Stuttgart erschien und die Jahre 1002 bis 1056 umfaßt. In der Vorrede zu dieser Abteilung sagte Gförer, er biete dem Leser mit diesem vierten Bande zugleich mit der Geschichte der Kirche eine vollständige Darstellung der Schicksale desjenigen Reiches, dessen Entwicklung gleichsam durch mystische Bande in die Wirksamkeit der römischen Kirche verwoben sei. Die Kaisergeschichten von Stenzel und Luden, so meinte Gförer, hätten auf ihn den Eindruck gemacht wie ein „Schattenspiel an der Wand“, wie Gestalten ohne Mark, Sehnen und Knochen. Seine Studien hätten ihm die Gewißheit aufgedrängt, daß die Kirchengeschichte der Schlüssel zur Reichsgeschichte sei. Nur auf der Grundlage einer richtigen Würdigung unserer Nationalkirche würden wir eine wahre Geschichte des Reiches erhalten.

Gförer ist bekanntlich im Jahre 1846 von Stuttgart, wo er seit 1830 Bibliothekar an der kgl. öffentlichen Bibliothek gewesen, im Jahre 1846 als Professor der Geschichte an die Universität Freiburg i. B. berufen worden, wo er im Jahre 1853 zur katholischen Kirche übertrat.

Den Gedanken einer Kirchengeschichte Deutschlands hatte inzwischen der Marburger Kirchenhistoriker Friedrich Wilhelm Rettberg übernommen, der in den Jahren 1845/46 und 1848 unter diesem Titel zwei auch heute noch geschätzte Bände veröffentlichte. Sie beginnen mit der römischen Zeit, sind aber beim Tode Karls d. Gr. stehen geblieben. — Unser Kollege Johannes Friedrich hat in seiner Kirchengeschichte Deutschlands, von welcher in den Jahren 1867 und 1869 gleichfalls zwei Bände herauskamen, Rettberg gegenüber einen vielfach selbständigen Standpunkt vertreten, über die Zeit Karl d. Gr. hinaus ist aber auch er nicht vorgedrungen.

So lagen die Dinge, als Albert Hauck in den achtziger und neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts sich an die

große und reizvolle Aufgabe einer Kirchengeschichte Deutschlands heranwagte. Der Wagemut, der sich darin bekundete, hat sich glänzend bewährt. Mit der erforderlichen Hingebung, dem Sammeleifer und der Arbeitskraft verband sich bei Hauck ein großes Maß von Scharfblick, überragende Umsicht und ruhige Besonnenheit. Seine Kirchengeschichte ist durchweg aus den Quellen heraus gearbeitet worden. So ist im Laufe der Jahre ein großes bewunderungswürdiges Werk erwachsen, das reiche Anerkennung gefunden hat, von der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin im Jahre 1898/99 mit dem von König Friedrich Wilhelm IV. gestifteten Verdun-Preise (so genannt zur Erinnerung an den Vertrag von Verdun vom Jahre 843) gekrönt worden ist.

Gewiß lassen sich gegen sehr viele von Hauck vorgetragene Auffassungen berechtigte Einwendungen geltend machen. An den beiden ersten Bänden (1887 und 1890) hat der leider zu früh verstorbene bayerische Forscher Dr. Adalbert Ebner im Historischen Jahrbuch Bd. XII (1891) scharfe, sachliche Kritik geübt. Bezüglich des 4. Bandes, welcher die deutsche Kirchengeschichte vom Abschluß des Wormser Konkordates (1122) bis zum Jahre 1250, also bis zum Tode Kaiser Friedrichs II. behandelt, hat Karl Hampe aus der Fülle seiner einschlägigen Quellenstudien des wissenschaftlichen Richteramtes in möglichster Unparteilichkeit zu walten unternommen (Histor. Zeitschr. Bd. 93, 1904). Hampe findet unter anderem, Hauck sei der imponierenden Persönlichkeit Alexanders III., des großartigen Gegners Friedrichs des Rotbart, nicht gerecht geworden und habe die Politik des gewaltigen Reichskanzlers Rainald von Dassel in allzu glänzendem Lichte uns dargestellt.

In der ersten Hälfte des fünften Bandes S. 34 f. zeigt eine Bemerkung über den aus Troyes in Frankreich stammenden Papst Urban IV. (1261—1264), wie sorgsam Hauck die von Karl Rodenberg in den Monumenta Germaniae historica herausgegebenen Papstbriefe zur Geschichte des 13. Jahrhunderts durchgearbeitet hat.

Im dritten Bande der Epistolae saeculi XIII e Regestis

Pontificum Romanorum selectae fand er das eine Hildesheimer Bischofswahl betreffende Schreiben Urbans IV. vom 23. August 1264, aus welchem er ein volles Maß von Abneigung herauslesen zu müssen glaubte, das der Papst dem deutschen Volke entgegengebracht habe. Tatsächlich wird in dem Papstschreiben von der Hildesheimer Kirche gesagt, sie sei in medio nationis perversae gelegen. Geht man der Sache aber näher nach, so ergibt sich ein wesentlich anderes Urteil. In der noch ungedruckten Doktorarbeit des P. Leonhard Eckl aus Gars a. Inn war zunächst einmal der Nachweis erbracht, daß die Wendung von der natio perversa schon unter dem Vorgänger Urbans IV., unter Papst Alexander IV., von der päpstlichen Kanzlei auf Verhältnisse im Trierer Erzbistum Anwendung gefunden hat. Weiter konnte der biblische Ursprung des Wortes festgestellt werden. Im zweiten Kapitel des Briefes an die Gemeinde von Philippi liest man die Mahnung des Apostels: Omnia autem facite sine murmurationibus et haesitationibus, Ut sitis sine querela et simplices filii Dei sine reprehensione in medio nationis pravae et perversae, inter quos lucetis sicut luminaria in mundo. Die päpstliche Kanzlei — sicher nicht der Papst persönlich — hat also den biblischen Ausdruck abgeschwächt, indem sie statt von einer natio prava et perversa nur von einer natio perversa spricht, das stärker brandmarkende Beiwort prava also fortläßt. Die natio perversa kann immerhin noch als besserungsfähig erscheinen und die „Perversität“ ist nicht etwa im spezifisch sexuellen Sinne des Wortes zu verstehen. Auch hat der Begriff der natio in der Bibel keineswegs die uns jetzt zumeist geläufige Bedeutung des Wortes. Es handelt sich dabei um Bevölkerungen in viel engerem regionalen Umkreis. Was aber vor allem wichtig ist: Frau Professor von Heckel konnte die Wendung aus den Registern Alexanders IV. (1254–1261) auch in Bezug auf die Diözese von Le Puy-en-Velay im mittleren Frankreich (heute Dép. Haute Loire) nachweisen (Registres d'Alexandre IV. Nr. 1335, dd. Lateran 14. Mai 1256). Damit ist die Persönlichkeit Urbans IV. jedenfalls von der Anschul-

digung entlastet, die dahin ging, er habe die ganze deutsche Nation als eine *natio perversa* herabsetzen wollen. Dem Schreiben Urbans IV. vom 23. August 1264 lag nämlich zweifellos ein Bericht, zu Grund der aus der Diözese Hildesheim an den Papst erstattet worden war; in diesem Bericht waren die unruhigen Verhältnisse unter der Bevölkerung der Diözese, zu der auch die braunschweigischen Lande gehörten, anscheinend in beweglichen Worten geschildert worden. Das Hildesheimer Domkapitel hatte deshalb geglaubt, bei dem braunschweigischen Herzogshause Anlehnung suchen zu müssen und hatte den noch in jugendlichem Alter stehenden Herzog Otto von Braunschweig als Bischof postuliert, dessen Bestätigung es beim Papste zu erwirken sich bemühte. Die in dem Berichte aus Hildesheim enthaltene Schilderung bot der päpstlichen Kanzlei Anlaß von einer Erwägung des Kapitels zu sprechen: *considerantes, quod eadem ecclesia in medio nationis perversae posita indigebat potentis presidio defensoris*. Das Bibelwort von der *natio perversa* ist also aus der Auffassung des Kapitels geschöpft und soll sich auf Bewohner im Umkreis der Diözese Hildesheim beziehen und beschränken.

Wie Hauck uns hier sein tief schürfendes Quellenstudium und die Selbständigkeit seines Urteils erkennen läßt, die hier und da freilich auch fehl greift, so sind wir ihm in jedem Bande für die Durchforschung eines gewaltigen Quellenmaterials und für die Verwertung reicher Literatur zu Anerkennung und Dank verpflichtet. Naturgemäß hat neben der kirchenpolitischen und kirchenrechtlichen Entwicklung vor allem auch die Geschichte des geistigen und religiösen Lebens seine volle Aufmerksamkeit gefesselt. In der jüngst erschienenen zweiten Hälfte des fünften Bandes muß diese Seite allerdings zurücktreten hinter der Schilderung der Entstehung des großen Papstschismas von 1378 bis 1417 und seiner Behebung. Im vierten Bande aber liest man mit reicher Belehrung die Darstellung der Theologie von Rupert von Deutz bis zu Albert dem Großen, und aus der ersten Hälfte des fünften Bandes unterrichten wir uns gern über die Entfaltung der Scholastik in den deutschen

Stifts- und Klosterschulen. Da es in Deutschland vor 1348 Universitäten noch nicht gab, so mußte sich diese Entwicklung an die außerdeutschen Universitäten anlehnen, vornehmlich an die Pariser. Neben den Scholastikern fesseln uns die Mystiker, vor allen anderen Meister Eckhart aus Horschheim bei Gotha. Die meisten der mittelalterlichen Theologen stehen freilich in den beiden Lagern, sind in der scholastischen Methode geschult und zugleich von dem Hauche der Mystik berührt. Auch Alberts d. Gr. trefflicher Schüler, Ulrich Engelberti aus Straßburg, der auch als Leiter der deutschen Dominikanerprovinz seit 1272 sich praktisch bewährt hat, ist, wie Hauck ausdrücklich hervorhebt, durch den Pseudodionysius und durch die Gedankenwelt des Neuplatonismus tief beeinflusst worden.

Unter den oberdeutschen Franziskanern ragen David von Augsburg und Berthold von Regensburg hervor, jener als Novizenmeister in Regensburg praktisch tätig, später in Augsburg wirkend, dieser als gewaltiger Volksprediger die Herzen der Menschen erschütternd. Im vierzehnten Jahrhundert fesselt uns unter den Dominikanern Johann Tauler aus Straßburg als überlegener Klosterprediger, der von Meister Eckhart beeinflusst, sich doch von pantheisierenden Wendungen freihielt. Hauck sagt V, 356 von ihm zutreffend, Taulers Streben sei es gewesen, seine Hörer aus den inneren Stürmen des Seelenlebens zur „lauteren Gleichheit“ zu führen, zu der stillen Sicherheit, die, ohne durch Liebes und Leides aus der Bahn geworfen zu werden, stets im Gleichgewicht bleibe. Die steigende Bedeutung der Predigt seit dem 13. Jahrhundert, so bemerkt Hauck in diesem Zusammenhang, sei ein Zeugnis für den Aufschwung des geistigen Lebens in unserer Nation.

Unter den Vertretern der Mystik in den deutschen Landen behandelt Hauck mit einer gewissen Vorliebe die Begine Mechthilde von Magdeburg, die später in das Zisterzienserinnenkloster Helfta bei Eisleben eintrat, wo sie um das Jahr 1285 hochbetagt gestorben ist. Hauck nennt sie eine bedeutende Frau, welche die visionären Schwestern der oberschwäbischen Klöster um Haupteslänge überragt habe. Niemals habe sie

die Freude an der Schönheit der Welt verloren. Die Klarheit des Sonnenscheins und die Frische des tauigen Morgens, die süße Maienluft mit Nachtigallenschlag und Rosenblüte, der feine Klang des rinnenden Wassers und der üppige Reichtum der blumigen Wiese — das seien für sie nicht Bilder gewesen, die man sich vorstelle, nicht Gegenstände über die man spreche, sondern darin habe sie gelebt. Ihre in deutscher Sprache aufgezeichnete Schrift: „Das fließende Licht der Gottheit“ ist von Germanisten, Historikern und Theologen wiederholt behandelt worden. Unser einstmaliger Kollege Wilhelm Preger glaubte aus ihr die Berechtigung entnehmen zu dürfen, in dieser deutschen Mechthilde das Vorbild zu Dantes Matelda zu erkennen. — Die Bedeutung des Hauckschen Lebenswerkes müssen wir um so höher einschätzen, da Wilhelm Giesebrecht in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit in sechs Bänden nur bis an das Ende der Regierung Kaiser Friedrich Barbarossas gelangt ist und da Georg Waitz seine Deutsche Verfassungsgeschichte in acht Bänden nur bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts fortführen konnte.

In seiner schriftstellerischen Tätigkeit ist Hauck frühzeitig, schon im Jahre 1883, auf die Bischofswahlen unter den Merovingern gekommen. Wir können hier wohl das Entstehen des Planes zur Kirchengeschichte Deutschlands gewahren. Aber sein Interessenkreis war weit gespannt. In einem Vortrage hat er bereits im Jahre 1882 Vittoria Colonna, die berühmteste Frau Italiens im 16. Jahrhundert, behandelt. Während des Weltkrieges hat er in Upsala acht Vorlesungen gehalten, welche Deutschland und England in ihren kirchlichen Beziehungen gewidmet waren. Gern hat er auch sonst sich in Vorträgen an einen weiteren Kreis gewandt. Als ersten gedruckten Vortrag finde ich den aus dem Jahre 1880 über die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst. Mit Jesus in seinem Handeln beschäftigte er sich im Jahre 1912. Dem Kampf um die Gewissensfreiheit war ein Vortrag aus dem Jahre 1898 gewidmet. Sechs Hochschulvorträge befaßten sich im Jahre 1917, dem Säkularjahre, mit der Refor-

mation. Auch die Trennung von Kirche und Staat ist in einem Vortrage von 1912 behandelt worden.

An der Spitze der gelehrten Veröffentlichungen Haucks steht, so viel ich sehe, das Buch über Tertullians Leben und Schriften, Erlangen 1877, 410 Seiten stark.

Am 9. Dezember 1845 zu Wassertrüdingen im bayerischen Mittelfranken geboren ist Hauck nach Vollendung seiner akademischen Studien in den Dienst der evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns, dann aber in die akademische Lehrtätigkeit an der Universität Erlangen eingetreten. Im Jahre 1889 folgte er einem Rufe nach Leipzig. Mit der Anhänglichkeit an die engere bayerische, später sächsische Heimat, verband er eine warme, werktägige Liebe zum großen deutschen Vaterlande. Zuversichtlich rechnete er auf einen für Deutschland günstigen Ausgang des gewaltigen Völkerringens im Weltkriege. Die Gewissenhaftigkeit im Kriege soll er soweit getrieben haben, sich in der eigenen Ernährung ein Überschreiten der durch die Rationierung ihm zugemessenen Quantitäten nicht zu gestatten. Infolge davon soll er an Entkräftung gestorben sein. Wohl ihm, daß es ihm vorenthalten blieb, die im Spätjahr 1918 über uns hereingebrochene Katastrophe mit eigenen Augen zu schauen!

* * *

Der von Heinrich Boehmer im 33. Bande der Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte kürzlich veröffentlichte Nachruf auf Hauck konnte für diese Skizze noch nicht verwertet werden, da dieser Band auf unserer Staatsbibliothek noch nicht eingelaufen war.

Hermann v. Grauert.

In der allgemeinen Sitzung am 23. Juli 1919 wurden folgende Wahlen vollzogen (bestätigt mit Ministerial-Entschluß vom 29. August 1919 Nr. 27645):

Philosophisch-philologische Klasse:

a) als ordentliches Mitglied:

Dr. theol. et phil. Eduard Schwartz, Geheimer Rat, ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität München;

b) als außerordentliches Mitglied:

Dr. Otto Hartig, Bibliothekar an der Staatsbibliothek in München;

c) als korrespondierende Mitglieder:

Dr. Paul Kretschmer, ord. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Wien,

Dr. Rudolf Thurneysen, Geh. Regierungsrat, ord. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität Bonn,

Dr. Gustav Roethe, Geh. Regierungsrat, ord. Professor der deutschen Philologie an der Universität Berlin,

Dr. Kurt Sethe, Geh. Regierungsrat, ord. Professor der Ägyptologie an der Universität Göttingen.

Mathematisch-physikalische Klasse:

a) als außerordentliche Mitglieder:

Dr. Ferdinand Broili, a. o. Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität München, Konservator der Paläontologischen Sammlung des Staates,

Dr. Otto Hönigschmid, Honorarprofessor für Chemie an der Universität München;

b) als korrespondierendes Mitglied:

Dr. Wilhelm Salomon, Geh. Hofrat, ord. Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Heidelberg.

Historische Klasse:

a) als ordentliches Mitglied:

Dr. Max Weber, ord. Professor der Gesellschaftswissenschaft und Nationalökonomie an der Universität München;

b) als außerordentliches Mitglied:

Dr. Albert Ehrhard, Geh. Regierungsrat, ord. Professor der Kirchengeschichte, zurzeit in München;

c) als korrespondierende Mitglieder:

Dr. Erich Brandenburg, Geh. Hofrat, ord. Professor der Geschichte an der Universität Leipzig,

Dr. Gerhard Seeliger, Geh. Hofrat, ord. Professor der Geschichte an der Universität Leipzig,

Dr. Joseph Hansen, Geh. Regierungsrat, Professor, Direktor des Historischen Archivs der Stadt Köln,

Dr. Paul Fridolin Kehr, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Professor, Generaldirektor der Preussischen Staatsarchive in Berlin, Direktor des Preussischen Historischen Instituts in Rom,

Dr. Ludwig Frh. v. Pastor, Hofrat, Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck, Direktor des Österreichischen Historischen Instituts in Rom,

Dr. Julius Kaerst, ord. Professor der alten Geschichte an der Universität Würzburg.

Personalstand

am 30. Juni 1920.

Verwaltung.

Präsident:

- Dr. Hugo Ritter v. Seeliger, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Astronomie, Direktor der Sternwarte, geb. 23. Sept. 1849 zu Biala, Oesterreich (o. 1887, a. o. 1883), Sternwartstr. 15.

Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse:

- Dr. Ernst Kuhn, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für arische Philologie, geb. 7. Febr. 1846 zu Berlin (o. 1883, a. o. 1878), Hefestr. 2/II.

Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse:

- Dr. Karl Ritter v. Goebel, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Botanik, Direktor des Botanischen Gartens und des Pflanzenphysiologischen Instituts, geb. 8. März 1855 zu Billigheim, Baden (o. 1892), Menzingerstraße 15 (Botan. Garten).

Sekretär der historischen Klasse:

- Dr. Erich Marcks, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Geschichte, geb. 17. Nov. 1861 zu Magdeburg (o. 1913, korr. 1898), Mauerkircherstr. 41.

Syndikus:

- Dr. Karl Alexander v. Müller, Reg.-Rat, Honorarprofessor für Geschichte an der Universität, geb. 20. Dez. 1882 zu München, Mauerkircherstraße 12/IV.

Bibliothek:

- Bibliothekar: Dr. Adolf Hilsenbeck, Bibliothekar der Staatsbibliothek.

Kanzlei:

Obersekretär: Adolf Reichel.

Diener: — —

Kassenverwaltung:

Hauptkassier: Hans Dehner.

Kasseseekretär: Heinrich Meder.

Hilfsarbeiterin: Amalie Lehmann.

Haus:

Hausverwalter: Joseph Ennichl.

Hausdiener und Heizer: Peter Hufnagl.

Pförtner und Hilfsheizer: Anton Schwald.

Buchhändler der Akademie:

G. Franzscher Verlag (J. Roth), Ottostr. 3a.

Ehrenmitglieder.

- 1892 Prinzessin Therese von Bayern.
 1896 Ludwig III., vorm. König von Bayern.
 1911 Prinz Rupprecht von Bayern.

Ordentliche und ausserordentliche Mitglieder.

(Nach dem Stande Ende Juni 1920.)

Philosophisch-philologische Klasse.

Ordentliche Mitglieder

(nach dem Jahre der Wahl).

- Dr. Ernst Kuhn (o. 1883, a. o. 1878), s. Klassensekretär S. 99.
 Dr. Nikolaus Wecklein, Geh. Hofrat, Gymnasialrektor a. D., geb. 19. Februar 1843 zu Gänheim (o. 1887, a. o. 1872), Possartstr. 12/0.
 Dr. Hermann Paul, Geh. Rat, o. Professor für deutsche Philologie, geb. 7. Aug. 1846 zu Salbke bei Magdeburg (o. 1893, ausw. 1892), Kaulbachstr. 62a/II.
 Dr. Karl v. Amira, o. Univ.-Professor für deutsche Rechtsgeschichte, deutsches bürgerliches Recht, Handelsrecht und Staatsrecht, geb. 8. März 1848 zu Aschaffenburg (o. 1901), Möhlstr. 37.
 Dr. Franz Muncker, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für neuere insbesondere deutsche Literaturgeschichte, geb. 4. Dez. 1855 zu Bayreuth (o. 1906, a. o. 1901), Liebigstr. 28/IV.
 Dr. Paul Wolters, o. Univ.-Professor für Archäologie, geb. 1. Sept. 1858 zu Bonn (o. 1908, korr. 1903), Viktor Scheffelstr. 16/II.
 Dr. Friedrich Vollmer, o. Univ.-Professor für klassische Philologie, geb. 14. Nov. 1867 zu Fingscheidt (o. 1908, a. o. 1906), Mauerkirchstraße 26/III.
 Dr. Wilhelm Streitberg, o. Univ.-Professor für indogermanische Sprachwissenschaft, geb. 23. Februar 1864 zu Rüdesheim a. Rh. (o. 1911, a. o. 1909), Isabellastr. 31/II.
 Dr. Clemens Baeumker, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Philosophie, geb. 16. Sept. 1853 zu Paderborn (o. 1913, a. o. 1912, korr. 1909), Franz Josephstr. 30/I.

- Dr. August Heisenberg, o. Univ.-Professor für mittel- und neugriechische Philologie, geb. 13. Novbr. 1869 zu Osnabrück (o. 1913, a. o. 1911), Hohenzollernstr. 110/III.
- Dr. Erich Berneker, o. Univ.-Professor für slavische Philologie, geb. 3. Febr. 1874 zu Königsberg in Preußen (o. 1913, a. o. 1911), Mauerkircherstraße 16/II.
- Dr. Friedrich Wilhelm Frhr. v. Bissing, o. Univ.-Professor für Ägyptologie und orientalische Altertumskunde, geb. 22. April 1873 zu Potsdam (o. 1916, a. o. 1909), Oberaudorf.
- Dr. Erich Petzet, Oberbibliothekar an der Staatsbibliothek, geb. 3. Mai 1870 zu Breslau (o. 1916, a. o. 1910), Clemensstr. 38/III.
- Dr. Karl Vossler, o. Univ.-Professor für romanische Philologie, geb. 6. Sept. 1872 zu Hohenheim bei Stuttgart (o. 1916, a. o. 1912), Leopoldstr. 87/II.
- Dr. Carl v. Kraus, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für deutsche Philologie, geb. 20. April 1868 zu Wien (o. 1918, a. o. 1917), Liebigstr. 28/II.
- Dr. Eduard Schwartz, Bad. Geh. Rat, o. Univ.-Professor der klassischen Philologie, geb. 22. Aug. 1858 zu Kiel (o. 1919), Rambergstr. 4/III.

Ausserordentliche Mitglieder:

- Dr. Wilhelm Geiger, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für indische und iranische Philologie, geb. 21. Juli 1856 zu Nürnberg (1888), Barerstraße 48/I.
- Dr. Lucian Scherman, o. Univ.-Professor für Völkerkunde Asiens mit besonderer Berücksichtigung des indischen Kulturkreises, Direktor des Museums für Völkerkunde, geb. 10. Okt. 1864 zu Posen (1912), Herzogstr. 8/II.
- Dr. Joseph Schick, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für englische Philologie, geb. 21. Dez. 1859 zu Rißtissen (1913), Ainmillerstr. 4/II.
- Dr. Albert Rehm, o. Univ.-Professor für klassische Philologie und Pädagogik, geb. 15. August 1871 zu Augsburg (1914), Montsalvatstr. 12.
- Dr. Erich Becher, o. Univ.-Professor für Philosophie, geb. 1. Sept. 1882 zu Remscheid (1916), Schaackstr. 4/0 r.
- Dr. Karl Borinski, a. o. Univ.-Professor für neuere Literaturgeschichte, geb. 11. Juni 1861 zu Kattowitz, Oberschlesien (1917), Römerstr. 26/II.
- Dr. Paul Lehmann, a. o. Univ.-Professor für lateinische Philologie des Mittelalters, geb. 13. Juli 1884 zu Braunschweig (1917), Trautenwolfstraße 6/IV.
- Dr. Johannes Sieveking, Professor, Konservator, Leiter des Museums antiker Kleinkunst, geb. 6. Juli 1869 zu Hamburg (1918), Steinsdorfstraße 4/III r.
- Dr. Otto Hartig, Bibliothekar an der Staatsbibliothek, geb. 6. April 1876 zu Großhartpenning, Oberbayern (1919), Barerstr. 56/I G.G.

Mathematisch-physikalische Klasse.**Ordentliche Mitglieder:**

- Dr. Ludwig Radlkofer, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Botanik, Direktor des Botanischen Museums, geb. 19. Dez. 1829 zu München (o. 1882, a. o. 1875), Sonnenstr. 7/I.
- Dr. Paul Heinrich Ritter v. Groth, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Mineralogie, Direktor der Mineralogischen Sammlung des Staates, geb. 23. Juni 1843 zu Magdeburg (o. 1885, a. o. 1883, korr. 1881), Kaulbachstr. 62/0.
- Dr. Hugo Ritter v. Seeliger (o. 1887, a. o. 1883), s. Präsident S. 99.
- Dr. Richard Ritter v. Hertwig, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie, Vorstand der Zoologischen Anstalten, geb. 23. Sept. 1850 zu Friedberg (o. 1889, a. o. 1885), Schackstr. 2/III.
- Dr. Aurel Voss, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Mathematik, geb. 7. Dez. 1845 zu Altona (o. 1889, a. o. 1886), Habsburgerstr. 1/II.
- Dr. Walther Ritter v. Dyck, Geh. Rat, o. Professor für Mathematik an der Techn. Hochschule, geb. 6. Dez. 1856 zu München (o. 1892, a. o. 1890), Hildegardstr. 5/III.
- Dr. Karl Ritter v. Goebel (o. 1892), s. Klassensekretär S. 99.
- Dr. Ferdinand Lindemann, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Mathematik, geb. 12. April 1852 in Hannover (o. 1895, a. o. 1894), Kolbergerstr. 11/III.
- Dr. Alfred Pringsheim, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Mathematik, geb. 2. Sept. 1850 zu Ohlau, Schlesien (o. 1898, a. o. 1894), Arcisstr. 12.
- Dr. Wilhelm Konrad Röntgen, Exz., Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Experimentalphysik, Direktor der Physikalisch-metronomischen Sammlung, geb. 27. März 1845 zu Lennep (o. 1900, korr. 1896), Maria Theresiastraße 11/0.
- Dr. Johannes Rückert, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Anatomie, insbesondere deskriptive und topographische Anatomie, Direktor der Anatomischen Sammlung, geb. 28. Dez. 1854 zu Koburg (o. 1901, a. o. 1893), Kaiser Ludwigplatz 2/I.
- Dr. Karl Ritter v. Linde, Geh. Rat, Honorarprofessor für angewandte Thermodynamik an der Techn. Hochschule, geb. 11. Juni 1842 zu Berndorf (o. 1901, a. o. 1896), Heilmannstr. 17.
- Dr. Sebastian Finsterwalder, Geh. Hofrat, o. Professor für Mathematik an der Techn. Hochschule, geb. 4. Okt. 1862 zu Rosenheim (o. 1903, a. o. 1899), Flüggenstr. 4.
- Dr. Siegmund Günther, Geh. Hofrat, o. Professor für Erdkunde an der Techn. Hochschule, geb. 6. Februar 1848 zu Nürnberg (o. 1905, a. o. 1900), Nikolaistr. 1/II.

- Dr. August Föppl, Geh. Hofrat, o. Professor für Mechanik an der Techn. Hochschule, geb. 25. Januar 1854 zu Großumstadt, Hessen (o. 1909, a. o. 1903), Lachnerstr. 22.
- Dr. Erwin Voit, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Physiologie und Diätetik, geb. 16. Dez. 1852 zu München (o. 1909, a. o. 1903), Bauerstraße 28/III.
- Dr. und Dr. Ing. h. c. Ludwig Burmester, Geh. Hofrat, o. Professor für darstellende Geometrie und Kinematik an der Techn. Hochschule, geb. 5. Mai 1840 zu Othmarschen (o. 1909, a. o. 1905), Kaulbachstr. 83/II.
- Dr. Arnold Sommerfeld, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für theoretische Physik, Direktor des Instituts für theoretische Physik, geb. 5. Dez. 1868 zu Königsberg i. Pr. (o. 1910, a. o. 1908), Leopoldstraße 87/III.
- Dr. Max Ritter v. Gruber, Geh. Rat und Obermedizinalrat, o. Univ.-Professor für Hygiene und Bakteriologie, geb. 6. Juli 1853 zu Wien (o. 1910, a. o. 1909), Prinzenstr. 10.
- Dr. Siegfried Mollier, o. Univ.-Professor für Anatomie, insbesondere für Histologie und Entwicklungsgeschichte, Konservator der Anatomischen Sammlung, geb. 19. Juli 1866 zu Triest (o. 1911, a. o. 1908), Vilshofenerstr. 10.
- Dr. Erich v. Drygalski, o. Univ.-Professor für Geographie, geb. 9. Febr. 1865 zu Königsberg i. Pr. (o. 1912, a. o. 1909), Gaußstr. 6.
- Dr. Otto Frank, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Physiologie, Direktor des Physiologischen Instituts, geb. 21. Juni 1865 zu Großumstadt, Hessen (o. 1912, a. o. 1909), Haydnstr. 5/II.
- Dr. und Dipl.-Ing. h. c. Max Schmidt, Geh. Hofrat, o. Professor für Geodäsie und Topographie an der Techn. Hochschule, geb. 17. März 1850 zu Tambach (o. 1913, a. o. 1911), Franz Josephstr. 13/III.
- Dr. Richard Willstätter, Geh. Rat, o. Professor für Chemie, Direktor des Chemischen Laboratoriums des Staates, geb. 13. Aug. 1872 zu Karlsruhe (o. 1915, korr. 1914), Arcisstr. 1.
- Dr. Emanuel Kayser, Preuß. Geh. Reg.-Rat, emerit. Univ.-Professor für Geologie und Paläontologie, geb. 26. März 1845 zu Königsberg i. Pr. (o. 1917, korr. 1916), Giselastr. 29/I.

Ausserordentliche Mitglieder:

- Dr. Robert Emden, a. o. Professor für Physik und Meteorologie an der Techn. Hochschule, geb. 4. März 1862 zu St. Gallen (1916), Habsburgerstr. 4/0.
- Dr. Ernst Frhr. Stromer v. Reichenbach, a. o. Univ.-Professor für Paläontologie und Geologie, geb. 12. Juni 1871 zu Nürnberg (1916), Galeriestr. 11/I.

- Dr. Heinrich Wieland, o. Professor für Chemie an der Technischen Hochschule, geb. 4. Juni 1877 zu Pforzheim (1916), Romanstr. 18/I.
- Dr. Heinrich Liebmann, o. Professor für Mathematik an der Technischen Hochschule, geb. 22. Oktober 1874 zu Straßburg i. E. (1917), Krumbacherstraße 6/o.
- Dr. Jonathan Zenneck, o. Professor für Experimentalphysik an der Technischen Hochschule, geb. 15. April 1871 zu Ruppertshofen (Württemberg) (1917), Gedonstr. 6/III.
- Dr. Rudolf Martin, o. Univ.-Professor für Anthropologie, Direktor der Anthropologisch-prähistorischen Sammlung des Staates, geb. 1. Juli 1864 zu Zürich (1918), Laplacestr. 24.
- Dr. phil. et med. Theodor Paul, Geh. Reg.-Rat und Obermedizinalrat, o. Univ.-Professor für Pharmazie und angewandte Chemie, Vorstand des Pharmazeutischen Instituts und Laboratoriums für angewandte Chemie, Direktor der Deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie, geb. 13. Februar 1862 zu Lorenzkirch bei Strehla a. d. Elbe (1918), Barerstr. 48/II.
- Dr. Ferdinand Broili, o. Univ.-Professor für Paläontologie, Direktor der Paläontologischen Sammlung des Staates, geb. 11. April 1874 zu Mühlbach bei Karlstadt a/M. (1919), Wagnmüllerstr. 19/III.
- Dr. Otto Hönigschmid, Honorarprofessor und etatsmäßiger a. o. Univ.-Professor für angewandte Chemie, geb. 13. März 1878 zu Horowitz (Böhmen) (1919), Römerstr. 35/III.

Historische Klasse.

Ordentliche Mitglieder:

- Dr. Sigmund Ritter v. Riezler, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für bayerische Landesgeschichte, geb. 2. Mai 1843 zu München (o. 1888, a. o. 1877), Widenmayerstr. 2/IV.
- Dr. Hermann Ritter v. Grauert, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Geschichte, geb. 7. Sept. 1850 zu Pritzwalk i. d. Ostpreignitz (o. 1899, a. o. 1898), Tengstr. 35/II.
- Dr. Lujo Brentano, Geh. Rat, o. Univ.-Professor für Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Wirtschaftsgeschichte, geb. 18. Dez. 1844 zu Aschaffenburg (1901), Franz Josefstr. 14 Rgb.
- Dr. Hans Prutz, Preuß. Geh. Reg.-Rat, emerit. Univ.-Professor für Geschichte, geb. 20. Mai 1843 zu Jena (1902), Reitmorstr. 52/III.
- Dr. Heinrich Wölfflin, Geh. Hofrat, Preuß. Geh. Reg.-Rat, o. Univ.-Professor für Kunstgeschichte, geb. 21. Juni 1864 zu Winterthur (1912), Widenmayerstr. 26/III.
- Dr. Adolf Sandberger, o. Univ.-Professor für Musikwissenschaft, geb. 19. Dez. 1864 zu Würzburg (o. 1912, a. o. 1902), Prinzregentenstr. 48/I.

- Dr. Erich Marcks (o. 1913, korr. 1898), s. Klassensekretär S. 99.
- Dr. Leopold Wenger, o. Univ.-Professor für römisches Recht und deutsches bürgerliches Recht und Einführung in die Rechtswissenschaft, geb. 4. September 1874 zu Obervellach in Kärnten (o. 1914, a. o. 1912), Kaulbachstr. 12 G.G.
- Dr. Michael Doeberl, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für bayer. Landesgeschichte, geb. 15. Januar 1861 zu Waldsassen (o. 1915, a. o. 1903), Schönfeldstr. 6/III.
- Dr. Georg Leidinger, Abteilungs-Direktor an der Staatsbibliothek, geb. 30. Dez. 1870 zu Ansbach (o. 1916, a. o. 1909), Lotzbeckstr. 6/I.
- Dr. Max Weber, o. Univ.-Professor der Gesellschaftswissenschaft und Nationalökonomie, geb. 21. April 1864 zu Erfurt (1919), Seestr. 3 c. gestorben 14. 6. 20.

Ausserordentliche Mitglieder:

- Dr. Ludwig Quidde, Preuß. Professor, geb. 23. März 1858 zu Bremen (1892), Gedonstr. 4/I.
- Dr. Georg Habich, Direktor der staatl. Münzsammlung, Honorarprofessor an der Universität, geb. 24. Juni 1868 zu Darmstadt (1910), Schönfeldstr. 20/II.
- Dr. Georg Hager, Generalkonservator der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns, geb. 20. Okt. 1863 zu Nürnberg (1911), Kochstraße 18/II.
- Dr. Theodor Bitterauf, Honorarprofessor an der Universität, geb. 7. Okt. 1877 zu Nürnberg (1914), Viktoriastr. 9/II l.
- Dr. Walther Lotz, Geh. Hofrat, o. Univ.-Professor für Finanzwissenschaft, Statistik und Nationalökonomie, geb. 21. März 1865 zu Gera (1917), Mandlstr. 5/II.
- Dr. Walter Otto, o. Univ.-Professor für alte Geschichte, geb. 30. Mai 1878 zu Breslau (1918), Widenmayerstr. 10/I.
- Dr. Albert Ehrhard, Geh. Reg.-Rat, o. Univ.-Professor für Kirchengeschichte, geb. 14. März 1862 zu Herbitzheim (Unterelsaß) (1919), Landwehrstr. 8/II.

Auswärtige und korrespondierende Mitglieder

nach den drei Klassen (bzw. Sektionen derselben), in alphabetischer Ordnung.

Die Zahl vor dem Namen bezeichnet das Jahr der Wahl in die Akademie.

Die auswärtigen Mitglieder sind mit * bezeichnet.

I. Philosophisch-philologische Klasse.

- | | |
|-----------------------------------|--|
| 1912 Behaghel Otto, Gießen | 1910 Hillebrand Alfred, Breslau |
| 1908 Bezold Carl, Heidelberg | * 1897 Hirth Friedrich, New-York |
| 1907 Boll Franz, Heidelberg | 1912 Hülsen Christian, Heidelberg |
| 1904 Braune Wilhelm, Heidelberg | 1909 Hunt Arthur, Oxford |
| 1911 Bulle Heinrich, Würzburg | 1905 Husserl Edmund, Freiburg im Breisgau |
| 1879 Comparetti Domenico, Florenz | 1907 Jacob Georg, Kiel |
| 1910 Cumont Franz, Rom | 1909 Jacobi Hermann, Bonn |
| * 1890 Delbrück Berthold, Jena | * 1891 Jagić Vatroslav v., Wien |
| 1898 Diels Hermann, Berlin | 1886 Jolly Julius, Würzburg |
| 1917 Erdmann Benno, Berlin | 1910 Kenyon Frederick George, London |
| 1896 Erman Adolf, Berlin | 1909 Kluge Friedrich, Freiburg im Breisgau |
| 1901 Evans Arthur J., Oxford | 1919 Kretschmer Paul, Wien |
| 1913 Fischer Hermann v., Tübingen | 1903 Lenel Otto, Freiburg i. Br. |
| 1880 Foucart Paul, Paris | 1908 Liebermann Felix, Berlin |
| 1900 Götz Georg, Jena | 1892 Luchs August, Erlangen |
| 1916 Goldziher Ignaz, Budapest | 1903 Mitteis Ludwig, Leipzig |
| 1906 Grenfell Bernard P., Oxford | 1918 Morf Heinrich, Berlin |
| 1899 Grünwedel Albert, Berlin | * 1879 Nöldeke Theodor, Straßburg i. E. |
| 1913 Heiberg Ludwig, Kopenhagen | 1905 Noreen Adolf, Upsala |
| | 1904 Omont Henri, Paris |

- | | |
|------------------------------------|--|
| 1917 Rickert Heinrich, Heidelberg | *1890 Stumpf Carl, Berlin |
| 1915 Robert Carl, Halle | 1895 Sweet Henry, Oxford |
| 1919 Roethe Gustav, Berlin | 1904 Thomsen Vilhelm, Kopenhagen |
| 1914 Sauer August, Prag | 1919 Thurneysen Rudolf, Bonn |
| 1906 Schlumberger Gustave, Paris | 1893 Vitelli Girolamo, Florenz |
| 1897 Schuchardt Hugo, Graz | 1904 Wilamowitz-Moellendorff Ulrich v., Berlin |
| 1918 Schulze Wilhelm, Berlin | *1888 Wimmer Ludvig, Kopenhagen |
| 1919 Sethe Kurt, Göttingen | 1917 Wissowa Georg, Halle a. S. |
| 1889 Sievers Eduard, Leipzig | 1900 Wundt Wilhelm, Leipzig |
| 1895 Söderwall Knut Fredrik, Lund | 1908 Zielinski Thaddäus, St. Petersburg. |
| 1913 Stählin Otto, Erlangen | |
| 1886 Steinmeyer Elias v., Erlangen | |

II. Mathematisch-physikalische Klasse.

Astronomie und Geodäsie.

- | | |
|----------------------------------|------------------------------|
| 1911 Bauschinger Julius, Leipzig | 1892 Förster Wilhelm, Berlin |
| | 1912 Struve Hermann, Berlin. |

Mathematik.

- | | |
|-----------------------------------|---------------------------------------|
| 1882 Brill Alexander v., Tübingen | 1912 Mittag-Leffler Gustav, Stockholm |
| 1903 Hilbert David, Göttingen | 1895 Neumann Karl, Leipzig |
| 1879 Klein Felix, Göttingen | 1887 Noether Max, Erlangen |
| 1880 Königsberger Leo, Heidelberg | 1912 Schwarz Hermann, Berlin |

Physik.

- | | |
|--|--|
| 1910 Hann Julius, Wien | 1911 Rutherford Ernest, Manchester |
| 1895 Lorentz Hendrik Antoon, Haarlem | 1907 Thomson, Sir Joseph John, Cambridge (England) |
| 1912 Nernst Walter, Berlin | 1905 Warburg Emil, Charlottenburg |
| 1911 Planck Max, Berlin | 1907 Wien Wilhelm, Würzburg. |
| 1873 Quincke Georg Hermann, Heidelberg | |
| 1918 Rubens Heinrich, Berlin | |

Chemie.

- | | |
|--|-------------------------------------|
| 1910 Ciamician Giacomo, Bologna | 1917 Haber Fritz, Berlin |
| 1888 Claisen Rainer Ludwig, Godesberg a. Rh. | *1910 Hofmann Karl, Charlottenburg |
| 1907 Curtius Theodor, Heidelberg | 1910 Paternò di Sessa Emanuele, Rom |
| 1884 Fischer Otto, Erlangen | 1911 Perkin William Henry, Oxford |
| 1878 Graebe Karl, Frankfurt a. M. | 1918 Wegscheider Rudolf, Wien. |

Physiologie.

- | | |
|---|--|
| 1912 Exner Sigmund, Wien | 1913 Langley John Newport, Cambridge (England) |
| 1916 Frey Max v., Würzburg | |
| 1885 Hensen Viktor, Kiel | 1914 Rubner Max, Berlin. |
| 1911 Kries Johannes, v. Freiburg i. Br. | |

Zoologie und Anatomie.

- | | |
|------------------------------------|--|
| 1897 Hertwig Oskar, Berlin | 1896 Waldeyer-Hartz Wilhelm v., Berlin |
| 1911 Roux Wilhelm, Halle | |
| 1896 Schulze Franz Eilhard, Berlin | 1910 Wilson Edmond Beecher, New-York. |

Botanik.

- | | |
|---|---|
| 1909 Bower Frederick Orpen, Glasgow | 1909 Prain David, Kew |
| 1902 Engler Adolf Gustav Heinrich, Berlin | 1900 Vries Hugo de, Lunteren (Holland) |
| 1913 Haberlandt Gottlieb, Berlin | 1893 Warming Eugen, Kopenhagen |
| 1908 Nawaschin Sergius, Kiew | 1914 Wettstein Richard, Ritter von Westersheim, Wien. |

Mineralogie, Geologie und Paläontologie.

- | | |
|--|---|
| 1898 Barrois Charles, Lille | 1910 Fletcher Lazarus, London |
| 1913 Becke Friedrich J. K., Wien | 1895 Geikie, Sir Archibald, London |
| 1902 Brøgger Waldemar Christoffer, Christiania | 1918 Heim Albert, Zürich |
| 1891 Capellini Giovanni, Bologna | 1899 Karpinskij Alexander, St. Petersburg |

- | | |
|--|--|
| 1910 Miers Henry Alexander,
London | 1918 Schönflies Arthur, Frank-
furt a. M. |
| 1912 Nathorst Alfred Gabriel,
Stockholm | 1910 Scott Dukinfield Henry,
London |
| 1910 Osborn Henry Fairfield,
New-York | 1870 Tschermak Gustav v., Wien |
| 1919 Salomon Wilhelm, Heidel-
berg. | 1912 Willis Bailey, Chicago. |

Erdkunde.

- | | |
|------------------------------|--------------------------------|
| 1909 Partsch Joseph, Leipzig | 1882 Schweinfurth Gg., Berlin |
| 1909 Penck Albrecht, Berlin | 1911 Wiechert Emil, Göttingen. |

III. Historische Klasse.

- | | |
|--|---|
| 1904 Below Georg v., Freiburg
i. Br. | 1919 Hansen Joseph, Köln |
| 1910 Bernheim Ernst, Greifswald | 1897 Harnack C. G. Adolf v.,
Berlin |
| 1881 Bezold Friedrich v., Bonn | 1914 Hintze Otto, Berlin |
| 1891 Bode Wilhelm v., Berlin | 1916 Hirschfeld Otto, Berlin |
| 1919 Brandenburg Erich, Ham-
burg | 1919 Kaerst Julius, Würzburg |
| 1887 Bresslau Harry, Heidel-
berg | 1888 Kaufmann Georg, Breslau |
| 1895 Bücher Karl, Leipzig | 1919 Kehr Paul, Berlin |
| 1898 Chuquet Arthur, Paris | 1902 Knapp Georg Friedrich,
Straßburg i. E. |
| 1904 D'Avenel Georges, Vicomte,
Paris | 1890 Lenz Max, Hamburg |
| *1909 Davidsohn Robert, Flo-
renz | 1906 Luschin Arnold, Ritter von
Ebengreuth, Graz |
| 1882 Dehio Georg Gottfried,
Straßburg i. E. | 1912 Mahaffy John P., Dublin |
| 1918 Dopsch Alfons, Wien | 1911 Meinecke Friedrich, Berlin |
| 1890 Duchesne Louis, Rom. | 1895 Meyer Eduard, Berlin |
| *1918 Ehrle Franz, Rom | 1890 Meyer v. Knonau Gerold,
Zürich |
| 1903 Fester Richard, Halle a. S. | 1904 Monaci Ernesto, Rom |
| 1909 Finke Heinr., Freiburg i. Br. | 1888 Müller Karl Ferd. Friedr. v.,
Tübingen |
| 1916 Friedjung Heinrich, Wien | 1898 Oberhummer Eugen, Wien |
| 1903 Gierke Otto v., Berlin | 1908 Ottenthal Emil v., Wien |
| 1904 Goetz Walter, Leipzig | 1902 Pais Ettore, Rom |
| 1916 Gothein Eberhard, Heidel-
berg | 1919 Pastor Ludwig, Frh. v.,
Innsbruck |
| | 1909 Redlich Oswald, Wien |

*1870 Ritter Moriz, Bonn	1911 Valois Noël, Paris
1908 Schäfer Dietrich, Berlin	1908 Venturi Adolfo, Rom
1913 Schanz Georg v., Würzburg	1903 Vischer Robert, Wien
1912 Schulte Alois, Bonn	1908 Vogüé Charles Jean Mel-
1919 Seeliger Gerhard, Leipzig	chior, Marquis de, Paris
1906 Strzygowski Joseph, Wien	*1915 Wilcken Ulrich, Berlin
1917 Stutz Ulrich, Berlin	1891 Winter Gustav, Wien
1913 Tangl Michael, Berlin	1917 Wlassak Moriz, Wien.
1914 Troeltsch Ernst, Berlin	
1884 Ulmann Heinrich, Darm-	
stadt	

Besondere Kommissionen

bei der B. Akademie der Wissenschaften.

I. Kommission für die Herausgabe der Monumenta Boica.

Mitglieder

auf unbestimmte Zeit gewählt:

Marcks, Vorsitzender	Riezler v.	Grauert v.
Doeberl	Leidinger	
Petz Dr. Johann, Geh. Reichsarchivrat, Redakteur und Schriftführer.		
Hilfsarbeiter: Dr. Steinberger Ludwig, Privatdozent		
Dr. Bastian Franz.		

2. Historische Kommission.

I. Ordentliche Mitglieder:

Ritter Moriz, Bonn, Vorsitzender	Redlich Oswald, Wien 1908
1898 (a. o. 1883)	Goetz Walter, Leipzig
Marcks Erich, München, Sekretär	1913 (a. o. 1911)
1914	Brandenburg Erich, Leipzig 1913
Riezler Sigmund v., München 1887	(a. o. 1911)
(a. o. 1883)	Beckmann Gustav, Erlangen 1914
Bezold Friedrich v., Bonn 1892	(a. o. 1903)
(a. o. 1883)	Meinecke Friedrich, Berlin 1916
Meyer v. Knonau Gerold, Zürich	Schulte Alois, Bonn 1916
1894	Kehr Paul, Berlin 1917
Lenz Max, Hamburg 1894	Hansen Josef, Köln 1917
Grauert Hermann v., München 1901	Doeberl Michael, München 1918
Below Georg v., Freiburg i. Br. 1903	
Quidde Ludwig, München 1907	
(a. o. 1887)	

Jahrbuch 1919.

II. Ausserordentliche Mitglieder:

Herre Hermann, Professor, 1903

Leidinger Georg 1916.

Müller Karl Alexander v. 1916.

3. Kommission für die Savigny-Stiftung

(auf unbestimmte Zeit gewählt).

Amira v., Vorsitzender

Brentano

Grauert v.

Wenger.

4. Kuratorium für die Liebig-Stiftung.

Seeliger v., Vorsitzender

Soxhlet Dr. Franz v., Schriftführer

Goebel v., Vertreter des Vorsitzenden

Radlkofer Ludwig

Brentano Lujo

Liebig Hans Frhr. v., a. o. Professor für Chemie an der Universität Gießen, als Vertreter der Familie.

Ferner die gegenwärtigen Inhaber der goldenen Liebig-Medaille:

Dr. Rubner Max, Geh. Medizinalrat, Professor, Berlin

Dr. König Joseph, Geh. Regierungsrat, Professor, Münster in Westf.

5. Kommission für den Zographos-Fonds

(auf je drei Jahre gewählt).

Wolters, Vorsitzender

Schwartz

Wecklein

Rehm.

Heisenberg

6. Kommission für die Münchener Bürger- und Cramer-Klett-Stiftung.

Seeliger v.

Hertwig v.

Goebel v.

Dyck v.

Groth v.

7. Kommission für die Thereianos-Stiftung

(auf je drei Jahre gewählt).

Kuhn, Vorsitzender

Heisenberg

Wecklein

Wenger

Wolters

Rehm.

8. Kommission für die Hardy-Stiftung.

Seeliger v.	Scherman
Kuhn	Otto.

9. Kommission für die Koenigsstiftung zum Adolf von Baeyer-Jubiläum.

Seeliger v.	Willstätter.
Goebel v.	

10. Kommission für die Wilhelm Koenigs-Stiftung

für botanische und zoologische Forschungen und Forschungsreisen.

Seeliger v.	Hertwig v.
Goebel v.	

11. Kommission für den Hitl'schen Fonds zur Förderung der Medaillenkunst.

Seeliger v.	Diez Julius, Professor
Hitl Georg, Hofrat	Habich Georg
Frauendorfer Heinrich v., Staatsminister	Mayr-Graz Karl, Kunstmaler Hahn Hermann, Professor.

12. Kommission für die Heinr. v. Brunck-Stiftung.

Seeliger v.	Willstätter.
Goebel v.	

13. Bayer. Kommission für die internationale Erdmessung.

Mitglieder:

Seeliger v., Vorsitzender	Finsterwalder
Schmidt, Sekretär und Stell- vertreter des Vorsitzenden	Großmann Ernst, Konservator Dr. ing. Clauß Gustav, Reg.- und Steuerrat
Kustos: Dr. Zinner Ernst	
Technischer Offiziant: Kraus Georg.	

14. Mitglieder der Zentralkommission der Monumenta Germaniae historica

ohne Begrenzung der Funktionsdauer.

Grauert v.

Steinmeyer v., korr. Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse.

15. Kommission für die Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae.

Vollmer, Vertreter der Bayer. Akademie der Wissenschaften in München,
z. Z. Vorsitzender.

Thesaurus-Büro:

Dittmann Dr. Georg, Preuß. Gymnasialprofessor in Urlaub, General-
redaktor

Hey Dr. Oskar, Gymnasialprofessor in Urlaub, Sekretär.

Assistenten:	Dr. Bannier	Dr. Rubenbauer
	Dr. Hofmann	Brandt

Assistentin: Fräulein Dr. Kapp

Offizial: Frey

Hilfsarbeiter: Hüttinger, Obeltshäuser.

16. Kommission für die Herausgabe einer Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften.

Dyck Dr. Walther v., Vertreter der Bayer. Akademie der Wissen-
schaften, z. Z. Vorsitzender

Seeliger Dr. Hugo v., Vertreter der Bayer. Akademie der Wissen-
schaften.

17. Kommission für die Herausgabe der Bibliothekskataloge des Mittelalters.

Grauert v., Vorsitzender	Vollmer	Leidinger
--------------------------	---------	-----------

Generalredaktor: Lehmann.

18. Kommission für das Corpus griechischer Urkunden.

Grauert v., Vorsitzender	Schwartz
--------------------------	----------

Heisenberg	Wenger
------------	--------

Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter: Dr. Dölger Franz.

**19. Kommission für die Herausgabe von Wörterbüchern
der bayerischen Mundarten.**

Kuhn, 1. Vorsitzender	Streitberg, 2. Vorsitzender
Riezler v.	Berneker
Amira v.	Muncker
Paul	v. Kraus, Leiter der Kanzlei
Petzet	

Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter (Assistent): Dr. Lüers Friedrich.
Kanzleibeamter (Registrator): Schmidt Wilhelm.

**20. Kommission für Sammlung und Bearbeitung von Soldaten-
liedern.**

Muncker, Vorsitzender	Petzet
Borinski	Sandberger.
Kraus v.	

21. Kommission für die Samsonstiftung.

Gruber v., Vorsitzender	Mollier
Goebel v., stellvertr. Vorsitzender	Voit
Seeliger v.	Amira v.
Kuhn	Riezler v.
Marcks	Frank.
Hertwig v.	Becher.

22. Kommission für die von Dapper-Saalfels-Stiftung.

Seeliger v.	Frank
Goebel v.	Rückert
Hertwig v.	Gruber v.
Radlkofer	Voit
Mollier	Martin.

23. Kommission für Höhlenforschung in Bayern.

Seeliger v.	Schlosser, Professor und
Hager	Konservator
Martin	Birkner, Professor und
Müller v., Syndikus	Konservator.

24. Vertreter der Akademie für das Ägyptische Wörterbuch.

Bissing Frhr. v.

25. Beirat des Kaiser Wilhelm-Instituts

(Abteilung Chemie).

Willstätter.

(Abteilung Biologie).

Hertwig v.

Berichte und Protokolle

akademischer Kommissionen.

Bericht der Kommission für den Thesaurus linguae latinae über die Zeit vom 1. April 1918 bis 31. März 1919.

1. Die Kommission hat im Jahre 1918 keine Plenarsitzung abhalten können; es sind aber am 8. Juni die zum Kartelltag der vereinigten Akademie erschienenen Delegierten der Berliner (Norden) und Leipziger Akademie (Heinze) mit dem Vorsitzenden und dem Generalredactor zu einer Konferenz zusammengetreten, auf der die dringendsten Angelegenheiten besprochen und erledigt wurden. Gemäß einem dabei gestellten, durch Rundschreiben behandelten Antrag wurde Herr Prof. O. Plasberg als Mitglied der Kommission cooptiert.

2. Die Zahl der Mitarbeiter blieb auf ihrem niedrigen Stande: Abgang und Zugang hielten sich die Wage. Die aus dem Kriegsdienste zurückgekehrten Hilfsarbeiter haben ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Die Stelle des 2. Redactors blieb weiterhin unbesetzt.

Während der Satz langsam weitergeführt wurde, hat die Drucklegung wegen Mangels an Papier völlig stillgestanden; erst in den allerletzten Wochen gelang es die Bewilligung von geeignetem Papier durchzusetzen, so daß die Ausgabe neuer Lieferungen im Berichtjahre 1919—20 wird erfolgen können.

3. Die Beiträge der Regierungen und Akademien sind trotz der Ungunst der Zeiten pünktlich und vollständig eingegangen: die Kommission spricht dafür an dieser Stelle ihren ganz besonderen Dank aus.

4. Laut den Halbjahrberichten des Herrn Generalredactors sind im Arbeitsjahre 1918—1919 fertiggestellt worden, die Artikel in Band VI bis *fluctus* in Bogen, bis *flumineus* in Fahnen, bis *funesto* im Manuskript.

5. Im Jahre 1918 betrugen

die Einnahmen (inkl. Sparfonds von 9000 M.)	M. 56859.80
die Ausgaben (inkl. Sparfonds von 5500 M.)	M. 56450.65
Überschuß	M. 409.15

Die als Reserve für den Abschluß des Druckes vom Buchstaben R an bestimmte Wölfflin-Stiftung betrug am 1. Januar 1919 M. 80015.27.

6. Übersicht über den Finanzplan für 1919.

Einnahmen:

Beiträge der Akademien und gelehrten Gesellschaften (einschließlich der Sonderbeiträge von Berlin und Wien)	M. 31 000.—
Beitrag der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft	„ 600.—
Giesecke-Stiftung 1919	„ 5 000.—
Zinsen, rund	„ 150.—
Honorar von Teubner für 40 Bogen	„ 5 200.—
Stipendien und Beiträge anderer Staaten	„ 4 700.—
Summe	M. 46 650.—

Ausgaben:

Gehälter	M. 31 000.—
Laufende Ausgaben	„ 3 500.—
Honorar (40 Bogen)	„ 3 200.—
Verwaltung (inkl. Angestellten-Versicherung)	„ 5 000.—
Exzerpte und Nachträge	„ 1 000.—
Unvorhergesehenes	„ 500.—
Sparfonds	„ 2 000.—
Summe	M. 46 200.—
Voraussichtlicher Überschuß	M. 450.—

Berlin, Göttingen, Hamburg, Leipzig, München, Wien,
1. April 1919.

Diels. Hauler. Heinze. Lommatzsch.
Norden. Plasberg. Reitzenstein. Vollmer.

Bericht über die Tätigkeit des Vorstandes der Samson-Stiftung in den Jahren 1916—1919.

Der Vorstand der laut Min. Entschl. vom 25. Juli 1915 Nr. 15550 landesherrlich genehmigten Samson-Stiftung hat mit dem Jahre 1916 seine Tätigkeit begonnen. (S. Jahrbuch 1915 S. 62 ff.) Es wurden seither bis Ende 1919 Unterstützungen wissenschaftlicher Arbeiten im Gesamtbetrage von 46400 *M* bewilligt. Auf den Gebieten der Geisteswissenschaften erhielten u. A.: Dr. Eduard Berend in München 4000 *M* für die Herausgabe der Briefe Jean Pauls; Kustos Dr. Adolf Dirr in München 1000 *M* für seine Untersuchungen über die Rechtsverhältnisse und Rechtsanschauungen der nordkaukasischen Völker; Prof. Dr. Hans Meyer in München 1200 *M* für die Herausgabe seines Buches „Platon und die aristotelische Ethik“. Das Buch ist inzwischen von der Beckschen Verlagsbuchhandlung München auf den Markt gebracht worden. Pfarrer Dr. R. F. Merkel in Gustenfelden 600 *M* für die Drucklegung seiner Arbeit „Leibniz und die China-Mission“; Prof. Dr. Michael Wittmann in Eichstätt 1000 *M* für die Drucklegung seines Werkes über die „Ethik des Aristoteles“. Das Werk ist nunmehr bei G. J. Manz, Verlagsanstalt in Regensburg erschienen. Einer eigenen Kommission wurde die Summe von 5000 *M* zur Verfügung gestellt behufs Sammlung, Bearbeitung und Darstellung der deutschen Soldatenlieder im Weltkriege. Im Jahre 1919 wurde der im Jahre 1917 ausgeschriebene Preis von 2000 *M* für die beste Arbeit über „Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens“ der Abhandlung „Die Zukunft decket Schmerzen und Glücke“ des Privatdozenten Dr. Eugen Lerch in München zuerkannt. (S. Jahrb. 1917 S. 10.) Das Werk ist inzwischen bei O. R. Reisland in Leipzig erschienen.

Der Lösung harren noch folgende Preisaufgaben:

1. „Die ethischen Gefühle und Vorstellungen bei den zivilisierten Völkern während des Weltkrieges“. Preis 6000 *M*. Einlieferungstermin 10. Januar 1924. (S. Jahrb. 1916 S. 178);
2. „Die Ehe im alten Griechenland“. Preis 4000 *M*. Einlieferungstermin 31. Dezember 1920. (S. Jahrb. 1916 S. 176);
3. „Die moralische und gesellschaftliche Auffassung der Ehe und außerehelicher Beziehungen im Mittelalter, in der Zeit der Renaissance wie der Reformation in Deutschland, Italien und Frankreich.“ Preis 4000 *M*. Einlieferungstermin 1. Januar 1922. (S. Jahrb. 1917 S. 8);
4. „Die Bestattungssitten der ältesten Zeit im Bereich der antiken Kultur.“ Preis 3000 *M*. Einlieferungstermin 10. Januar 1923. (S. Jahrb. 1918 S. 11);
5. „Die Bedeutung der moralischen Anschauungen und ihrer Wandlungen für die künstlerischen Ausdrucksformen der deutschen Dichtung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Preis 3000 *M*. Einlieferungstermin 1. Juni 1922. (S. Jahrb. 1918 S. 168.)

Auf den Gebieten der Naturwissenschaften erhielten u. A.: Prof. Otto Frank in München 3000 *M* für Untersuchungen über Nervenreizung; Prof. Max von Gruber in München 10000 *M* für Studien über Mutation bei Tieren; Prof. Otto Renner in München 600 *M* für Studien über Vererbung bei Oenotheren; Privatdozent Dr. Hermann Stieve in Leipzig 3000 *M* für Studien über Entwicklung und Reifung der Fortpflanzungszellen beim Grottenolm; Prof. Dr. Ernst Rüdin in München 2000 *M* für Vererbungsstudien beim Menschen; Prof. Dr. Isserlin in München 1000 *M* für Untersuchungen an Hirnverletzten; Prof. K. v. Goebel in München 3000 *M* für seine Untersuchungen über das Zustandekommen der Anpassung in der Natur; Prof. R. v. Hertwig in München 1000 *M* für seine Untersuchungen über Geschlechtsbestimmung; Prof. Rudolf Martin in München 3000 *M* für Erhebungen über die körperliche Beschaffenheit der bayerischen Jugend.

Bericht über den Fortgang der Arbeiten bei der
Kommission für die Herausgabe der Mittelalter-
lichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der
Schweiz

in der Zeit vom Mai 1918 bis Mai 1919.

Nachdem auf der Kartellversammlung vom 7. und 8. Juni 1918 der vorliegende I. Band eingehend besprochen und verschiedene tief eingreifende Wünsche für die Fortsetzung des Unternehmens geäußert, teilweise auch zum Beschluß erhoben waren (vgl. Jahrbuch 1918, S. 146 ff.), widmete sich der Unterzeichnete in Einzelarbeit wie in mehrfachen Beratungen mit der Kommission dem Um- und Ausbau des Werkes nach den vom Kartell gezogenen Richtlinien. Am Ende des Berichtsjahres gab ein neues von der Berliner Akademie übersandtes Gutachten zu neuen Erwägungen und Umgestaltungen Anlaß. Im besonderen wurden davon die Vorarbeiten zum II. Bande, der die alten Kataloge Erfurts bringen soll, betroffen. Immerhin konnte die Bearbeitung der Erfurter Verzeichnisse durch Umschrift der Photographien und paläographischen Kopien, durch bibliotheksgeschichtliche Untersuchungen beträchtlich gefördert werden. Schließlich wurden auch noch die in einem Bande zu vereinigenden Kataloge der Diözesen Augsburg, Eichstätt, Würzburg, Bamberg in Angriff genommen.

Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse gestatteten es leider nicht, den Betrieb wesentlich durch Einstellung neuer Mitarbeiter und größere Nachforschungen in Archiven und Bibliotheken außerhalb Münchens zu erweitern.

Der Mitarbeiter Dr. F. Schillmann stellte die zahlreichen in Berlin erhaltenen Erfurter Handschriften zusammen und beschrieb sie, Dr. J. Theele die von Eisleben und Halle.

München, 1. Juni 1919.

Der Redaktor:
Dr. Paul Lehmann.

Abrechnung für 1918.

Einnahmen.			Ausgaben.		
	<i>M</i>	<i>S</i>		<i>M</i>	<i>S</i>
Beitrag München . . .	1000	—	Gehalt des Redaktors .	2400	—
„ Berlin . . .	800	—	Teuerungszulage . . .	350	—
„ Göttingen . . .	1000	—	Honorare der Mitarbeiter	30	90
„ Leipzig . . .	1000	—	Reisekosten . . .	7	40
Überschuß vom Jahre 1917	6239	12	Portoausgaben . . .	3	75
Summe	10039	12	Bureaubedarf u. a. kleine Ausgaben . . .	21	80
			Summe	2813	85

Abgleichung.

Einnahmen	10 039.12 <i>M</i>
Ausgaben	2 813.85 „
Rest und Übergang auf das Jahr 1919 .	7 225.27 <i>M</i>

Bericht des Sekretärs Geh. Rates E. Marcks über die
59. Vollversammlung der Historischen Kommission.

Erschienen waren auf dieser ersten Tagung, die die Historische Kommission nicht mehr unter den Auspizien des Königshauses, dessen Stiftung sie ist, abgehalten hat, die Herren Brandenburg und Goetz aus Leipzig, Kehr und Meinecke aus Berlin, Beckmann aus Erlangen, Doeberl, v. Grauert, Marcks und v. Riezler sowie von den außerordentlichen Mitgliedern v. Müller aus München. Verhindert waren durch Verkehrsschwierigkeiten und persönliche Gründe die Herren v. Below, v. Bezold, Hansen, Lenz, Meyer v. Knonau, Quidde, Redlich, Ritter, Schulte und die außerordentlichen Mitglieder Herre und Leidinger. Die Versammlung trotz dieser Lücken abzuhalten, zwang das Bedürfnis einer zeitgemäßen Neuregelung der Arbeitsbedingungen zwischen der Kommission und ihren Mitarbeitern. An der Stelle des Präsidenten, Herrn Moriz Ritter in Bonn, führte der unterzeichnete Sekretär den Vorsitz.

Das Berichtsjahr hat unter denselben lähmenden Zeiteinflüssen gestanden, wie die vorausgegangenen Kriegsjahre. Ausgegeben werden konnte nur ein Band, andere warten in der Handschrift fertig auf den Druck oder befinden sich in sehr langsamem Druckfortschritte. Mitarbeiter, die der Krieg lange ferngehalten hatte, sind zwar zu ihrer Tätigkeit zurückgekehrt, und gearbeitet worden ist in allen Abteilungen, in mancher mit stattlichem Erfolge.

Von den Einzelunternehmungen ist die Herausgabe der Humanistenbriefe, die unter der Ungunst der Zeiten am schwersten gelitten hatte, an die Preußische Kommission für die Geschichte der Reformation und Gegenreformation ab-

getreten und von dieser inzwischen übernommen worden. Das Autorenregister der Allgemeinen Deutschen Biographie hat Archivassessor Dr. Knöpfler in Amberg herzustellen begonnen, aus den Geschichten der Wissenschaften Prof. Würschmidt, von Konstantinopel nach Erlangen zurückgekehrt, die der Physik wieder aufgenommen, aus den Quellen und Erörterungen Oberbibliothekar Leidinger in München für die Chroniken zur Geschichte des Landshuter Erbfolgekrieges wichtige Vorarbeit geleistet, Prof. Bitterauf, in der Abteilung Urkunden, seine Arbeit an den Passauer Traditionen dank äußeren Hemmnissen noch nicht ganz vollenden können: doch steht der Abschluß der Herausgabe dieser und der (längst fertigen) Regensburger Traditionen nun in naher Sicht. Von den Städtechroniken hat Prof. Roth in München den 8. Band der Augsburger Chroniken druckfertig eingeliefert und gedenkt den 9. Band (Jägers Weberchronik) im nächsten Jahre fertig zu stellen. Für die Jahrbücher sind Dr. Mathilde Uhlirz in Graz (Otto III.), Prof. Fedor Schneider in Frankfurt (Friedrich I.) tätig gewesen, Prof. Vigener in Gießen (Karl IV.) kann erst jetzt zu ihnen zurückkehren, die Jahrbücher Friedrichs II., von denen Geheimrat Hampe in Heidelberg zurückgetreten ist, sollen zunächst vertagt werden. Aus den Reichstagsakten älterer Reihe befindet sich Band 16 in stockendem Drucke, für die nächsten Bände arbeitet Prof. Herre in München vor; von Prof. Beckmann ruhen Vorwort und Register zu Band 13 beim Verleger, Band 14 hat er unter Mitarbeit erst von Dr. Andernacht, dann von Dr. Weigel erfolgreich gefördert; die Supplemente haben gestockt. Für die jüngere Reihe haben Dr. Volk und Dr. Kühn ihre Archivarbeiten besonders in Dresden und Koburg wieder aufgenommen; Dr. Volk wird die süddeutschen, Dr. Kühn die norddeutschen Archive verwerten. Die Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges führt Geheimrat Goetz, nachdem der Band für 1625 erschienen ist, für 1626 und 27 weiter, ebenso Prof. v. Müller, unter Mitarbeit von Dr. Heins, für 1630 bis 32. Späterhin sollen zunächst die

älteren Lücken dieser Reihe ausgefüllt werden. Die Politischen Traktate sind unter Prof. Beckmanns Leitung soweit gefördert worden, daß an die Herausgabe herangetreten werden kann. Ebenso steht es mit den von Prof. Strieder in Leipzig vorbereiteten Handelsakten; Dr. Bastian in München ist mit dem Runtingerbuche (Regensburg) beschäftigt; die Zolltarife haben ruhen müssen.

Die neue Abteilung der Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts hat trotz der hemmenden Einwirkungen der öffentlichen Zustände, die eine intensive Betreibung unmöglich machten und auch die geplanten Zusammenkünfte vorerst untersagten, wenigstens dadurch weiter vorbereitet werden können, daß eine Anzahl provinzialer und städtischer historischer Kommissionen und Vereine neu aufgefordert worden sind und ihre Mitarbeit zugesagt haben. Eine Reihe von bestimmten Arbeitsaufgaben ist dabei aufgestellt worden. Der Verkehr wird, bis einmal Tagungen gehalten werden können, schriftlich fortgeführt werden, die Herren Brandenburg, Marcks und Meinecke wurden beauftragt, die Geschäfte in der Hand zu behalten. Für das Gesamtunternehmen der Deutschen Geschichtsquellen ist eine buchhändlerische Zentralstelle (S. Hirzel) gewonnen worden. Als erstes Stück der Gesamtreihe ist der 1. Band einer von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde beigesteuerten Publikation erschienen: Rheinische Briefe und Akten zur Geschichte der politischen Bewegung 1830—1850, gesammelt und herausgegeben von Joseph Hansen, I—1845, bei Baedeker in Essen, 1919. Anschließend wird sich zunächst, voraussichtlich in den nächsten Monaten, die von der Historischen Kommission unmittelbar herausgegebene Veröffentlichung der Tagebücher des hessischen Ministers von Dalwigk, besorgt durch Privatdozent Dr. W. Schüßler in Darmstadt-Frankfurt (Deutsche Verlagsanstalt).

Andere Eigenveröffentlichungen der Kommission, insbesondere von politischen Nachlässen, sind in Verhandlung und Vorbereitung. Die Aufgaben und Pläne sind vielseitig; nirgends macht sich zugleich der Druck der Zeit in so schmerzlich be-

engender Weise geltend wie bei diesem weitausgreifenden, nationalen Unternehmen. Seit Pfingsten 1918 sind die Stiftungen, die gerade dieser Abteilung zuflossen, erfreulich gewachsen; die Kommission wiederholt den Gebern hier öffentlich ihren herzlichen Dank. Aber sie muß viel lauter noch die Werbung wiederholen. Ohne neue Geldmittel ist der große Plan unausführbar. Die Historische Kommission hält angesichts aller Schicksale dieser Monate mit doppelter Wärme, mit Pflichtgefühl und Arbeitsfreudigkeit an ihm fest. Sie bittet dringend um finanzielle Unterstützungen: eine jede Beihilfe ist nicht nur des Dankes, sondern einer geistigen Frucht gewiß.

Siebenter Bericht der Kommission für die Herausgabe von Wörterbüchern bayerischer Mundarten.

Unter den Mitgliedern der Kommission trat während des Berichtsjahres keine Veränderung ein. Die Besetzung der Kanzlei war bis zum September 1919 die gleiche wie im Vorjahr. In der Kommissionssitzung vom 26. Mai 1919 wurde Geh. Hofrat von Kraus mit der Leitung der Kanzlei und Geh. Rat Kuhn mit dessen Stellvertretung betraut; beide Herren bilden nach Kommissionsbeschluß vom 7. Oktober 1919 den Vollzugsausschuß. Am 1. September 1919 ist die verdiente Kanzlistin Fräulein Charlotte Kuhn ausgetreten; am 31. Dezember 1919 hat der bisherige I. wissenschaftliche Beamte, Dr. Otto Maußer, seine Tätigkeit bei der Wörterbuchkommission beendet. Die Kommission spricht ihm auch an dieser Stelle für seine dem Unternehmen gewidmete Arbeit, wie für die der Kanzlei bei Gelegenheit seines Ausscheidens zugewendete wertvolle Bücherspende ihren wärmsten Dank aus und nimmt von seiner Versicherung, dem Wörterbuch auch ferner die Treue wahren zu wollen, gerne Kenntnis.

Der bisherige II. wissenschaftliche Beamte Dr. Lüers wurde ab 1. Juli 1919 als vollbeschäftigt bei der Wörterbuchkommission verpflichtet. Mit ihm, wie mit dem bewährten Registrator Schmidt, der zur Freude der Kommission nach 4½ jähriger dem Vaterlande im Felde gewidmeter Dienstleistung am 1. Dezember 1918 zur Arbeit am Wörterbuch zurückgekehrt ist, wurden Dienstverträge analog den für die Mitarbeiter der Historischen Kommission bestehenden abgeschlossen.

Auf Dr. Maußers Weisung wurde nach der Rückkehr des Registrators Schmidt eine Revision der Sammlerlisten und die

Ordnung des vorhandenen gedruckten und handschriftlichen Materials vorgenommen, und, soweit es bei den längst zu eng und klein gewordenen Kanzleiräumen der Kommission möglich ist, eine geeignete Lagerung und Bereitstellung für Arbeitszwecke durchgeführt.¹⁾

Bayerisch-österreichisches Wörterbuch.

Das aus der Beantwortung der Fragebogen 28—31 (Bäckerei) angefallene Material wurde — für die Einsendungen der Sammler aus den Buchstaben A mit F — durch Dr. Lüers der ersten Stufe der Bearbeitung zugeführt. Die Tatsache, daß namentlich neue Sammler sich nicht immer genau an die Weisung halten „Für jedes Wort, jeden Ausdruck, jede Redensart einen neuen besonderen Zettel!“, verzögert die Bearbeitung des Materials in der Kanzlei bedeutend, da kostbare Zeit mit dem Ausschreiben solcher überfüllter Sammlerzettel verloren geht. Im ganzen wurden geordnet nach Fragen 53580 Zettel, ausgeschrieben 7360 Zettel. Die Verarbeitung des Materials zu Synonymenzetteln, die Lemmatisierung und Einreihung in den Hauptkatalog konnte noch nicht in Angriff genommen werden. Exzerpte vom „Weinschwelg“ und „Übles Weib“ sowie 1800 von Dr. Lüers gesammelte Zettel aus Bredenbrückers Roman „Unterm Liebesbann“ (1901) wurden, da sie tirolischen Mundarten entstammen, der Wiener Kommission abgetreten. Von Wien ist uns die Fortsetzung der „Erläuterungen“ (die Behandlung der Liquiden und Nasale betreffend) zugegangen. Der Entwurf eines neuen Fragebogens „Imkerei“ von Dr. Lüers herrührend ist nach Wien zu eventuellen Ergänzungen abgegangen.

Ein leihweise überlassenes Kochbuch aus dem 17. Jahrhundert (Oberpfalz) und sonstiges archivalisches Material der gleichen Zeit und Gegend — beides in dankenswerter Weise von

¹⁾ Bereits am 3. Juni 1919 wurde eine Eingabe an das Ministerium gerichtet mit der Bitte um Zuweisung größerer, dem Zweck besser entsprechender Räumlichkeiten und einer Summe von 1000 Mark für Umzug und Adaptierung.

Ökonomierat Bauernfeind in Naabdemenreuth der Wb.Kom. zugeleitet — konnte von Dr. Lüers kopiert und so der Ausschöpfung für die Zwecke des Wörterbuchs gesichert werden. Benefiziat Joseph Franz in Amberg sandte Kopien von Archivalien des 17. Jahrhunderts aus oberpfälzer Kanzleien, die namentlich eine große Anzahl von Fachausdrücken aus den Gebieten der Jagd, der Waldwirtschaft und des Schullebens, zum Teil auch wortkundliches und sachliches Material aus dem Gebiet des Aberglaubens der Oberpfalz des 17. Jahrhunderts enthalten. Es wäre zu wünschen, daß der Wörterbuchkommission auch fernerhin Gelegenheit gegeben würde, den in Urkunden und Handschriften sowie sonstigem Archivmaterial vorhandenen Wortstoff kennen zu lernen und für das Wörterbuch zu sichern. Wertvolle Exzerpte aus Quellen älterer und neuerer Zeit sowie zur Glockenumfrage lieferte wieder in großer Anzahl Registrator Siller in Augsburg. Herrn Archivassessor Dr. Mitterwieser ist die Kommission für einen Hinweis auf die im Reichsarchiv und in den Kreisarchiven vorhandenen Exemplare von Schmeller-Frommann, Bayerisches Wörterbuch mit handschriftlichen Einträgen der Beamten zu Dank verpflichtet, ebenso Herrn Dr. Höß vom allgemeinen Reichs- und Kreisarchiv für das Dr. Lüers bekundete Entgegenkommen.

Dr. Lüers war es möglich, eine Reihe von Orten des südlichen, sprachlich zum Teil schon südbayerisch-tirolischen Oberbayern¹⁾ aufzusuchen und dort mundartgeographische, für die Abgrenzung des Altbayerischen und des Tirolischen bedeutungsvolle Beobachtungen (Vertretung von mhd. *ô*, *ê*, nachvokal. *l* u. a.) zu machen. Diese mundartgeographischen Untersuchungen dehnte Dr. Lüers auch auf tirolische Gebiete²⁾ aus und führte sie dort besonders genau durch, soweit die nähere und fernere Umgebung des Ortes Steinberg beim Achensee in Frage kommt, dessen Ortsdialekt Dr. L. in einer vorläufig noch ungedruckten Münchener Dissertation monographisch behandelte. Das ein-

1) Kreuth, Wallgau, Krünn, Oberaudorf, Oberenzenu bei Bichl.

2) Steinberg, Brandenburg, Breitenbach, Achenkirch, Kaisertal, Zirl.

schlägige Material beläuft sich auf 6150 Zettel, 150 Vierzeiler (Schnaderhüpfel und Trutzgsangl), 214 Seiten Urkundenkopien aus den Jahren 1738—1810. Das bei den Kundfahrten in obengenannten oberbayerischen und tirolischen Orten abgefragte Wortmaterial beläuft sich auf rund 2000 Wörter.

Der Verkehr mit den Sammlern gestaltete sich im Berichtsjahr, namentlich mit der allmählichen Entwicklung ruhigerer Verhältnisse, reger. Gar mancher, der jahrelang im Felde stand, stellte sich nach der Demobilmachung aus eigenem Antrieb bei der Wörterbuchkommission wieder ein; so etwa Herr Hans Schadenfroh, Lehrer in München, und Herr Ferdinand Gerauer aus Mitterteich im Rottal; der eine ein hervorragender Förderer der Aufnahme des Wortschatzes der Mundart von Aicha vom Wald, der bereits sämtliche 52 erschienenen Fragebogen überaus ausführlich beantwortet hat; der andere ein getreuer und höchst verdienter Helfer für die Erkenntnis der Sprache und des Wortschatzes des unteren Rottales und des Altrottalischen, dem wir die Beantwortung von 30 Fragebogen verdanken; — und manche andere, während des Krieges schmerzlich vermißte Helfer.

Die im Herbst 1919 nach einem Antrag Dr. Maußers durch die Kanzlei vollzogene Werbetätigkeit unter 135 Sammlern, die unter dem Druck der Zeitverhältnisse längere Zeit die Arbeit ruhen lassen mußten, brachte den Erfolg, daß 52 Sammler bis zum Abschluß des Jahresberichtes sich zur Weiterarbeit bereit erklärten; 18 Sammler haben die Arbeit endgültig eingestellt, sich aber bereit erklärt, ihr Interesse dadurch zu bekunden, daß sie für einen Ersatz aus ihrem Mundartgebiet Sorge tragen; 4 Sammler sind im Verlauf der Kriegszeit uns durch den Tod entrissen worden; 61 Sammler haben bis jetzt unser Werbeschreiben unbeantwortet gelassen. Allen, die wiederum in die Reihe der aktiven Sammler eingetreten sind, sei auch an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen. Insgesamt liefen 493 Beantwortungen (rund 125 000 Zettel) auf unsere Fragebogen ein. Das in der Kanzlei einregistrierte Zettelmaterial umfaßt derzeit nahezu $\frac{3}{4}$ Millionen Zettel. Außer

den bereits genannten Herren Schadenfroh und Gerauer verdienen noch folgende Sammler besonders erwähnt zu werden:

Konrektor Dr. Ammer, dem wir die Sammlung des Wortschatzes des Inntals von Simbach bis Passau verdanken; er hat trotz erschütterter Gesundheit bereits alle 52 Fragebogen beantwortet.

Ferner haben sämtliche 52 Fragebogen mustergültig und ausführlich beantwortet:

Für Oberbayern:

J. Brandmair, Bauer in Derching; J. Durmayer, Seminar-
direktor, Amberg; M. Hauptmann, Bergmann, Hohenpeißen-
berg; E. Schlereth, Oberlehrer, Haag;

Für Niederbayern:

Pfarrer Brand, Erlach; J. Heindl, Rentamtmann, München;
Dr. J. B. Markstaller, Expositus, Rosenberg; H. Schlapp-
pinger, Gymnasiallehrer, Kusel; J. Schnirle, freies. Pfarrer,
Pfaffenberg;

Für die Oberpfalz:

W. Bauernfeind, Okonomierat, Naabdemenreuth; E. Brun-
ner, Präparandenoberlehrer, Cham; E. Stark, Falkental;
A. Vierling, Oberstlandesgerichtsrat, München;

40 und mehr Fragebogen:

H. Eichbauer, Bahnverwalter, Ludwigshafen (46 Frgb.);
M. Ertl, Steuerverwalterswitwe, Hengersberg (44 Frgb.); A. Fa-
sold, Zollinspektor, München (45 Frgb.); M. Scheicher, Rentière,
Traunstein (45 Frgb.); M. Schnepf, Advokatenstochter, Traun-
stein (44 Frgb.); G. Schosser, Postadjunkt, Hengersberg
(43 Frgb.); A. Strobl, Kaufmann, München (40 Frgb.);
F. Teuerschuh, Hafnerswitwe, Burghausen (41 Frgb. und
umfangreiches freigesammeltes Material).

Wertvolle Einsendungen zur Kunde der Flurnamen vor-
nehmlich aus der Umgebung Ambergs erhielten wir von Re-
gierungsrat Dollacker, Amberg.

Als neue Sammler, die sich im Laufe des Berichtsjahres
zur Mitarbeit gemeldet haben, sind zu nennen:

M. Fraunhofer, Mechaniker, Großgundertshausen; J. Gleißner, Volksschullehrer, Bärnau (an Stelle seines verstorbenen Vaters); H. Kohl, Volksschullehrer, Amberg; J. Noderer, Kommodant, Rimsting; W. Renner, Professor, Neu-Ulm; H. Schlemmer, Volksschullehrer, Altmannstein; F. Schmid, Oberexpeditor, Schrobenhausen; Dr. F. Schmidinger, Gymnasialprofessor, Passau; J. Schmitter, Pfarrer, Lafering; L. Seeamer, Volksschullehrer, Schöllnstein und M. Weber, Volksschullehrerin, Wettzell (s. auch Seite 135).

Dr. Lüers begab sich im Anschluß an seinen Urlaub, den er zur Fortsetzung seiner Studien im südbayerisch-tirolischen Grenzgebiet benützte, Anfang September im Auftrag der Kommission auf 14 Tage nach Wien, um sich Einblick in die Arbeitsweise der Wiener Kanzlei zu verschaffen und durch eingehende Besprechungen mit Herren der Wiener Kommission sowie deren wissenschaftlichen Beamten den durch die Verhältnisse des langen Krieges naturgemäß gelockerten Arbeitskontakt wiederherzustellen. Die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieses längeren Aufenthaltes eines unserer Beamten in der Wiener Kanzlei erhellte aus dem von Dr. Lüers darüber abgefaßten Bericht. Auch an dieser Stelle sei den Herren in Wien besonderer Dank ausgesprochen für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen und die ebenso vielseitigen wie wertvollen Anregungen und Unterweisungen, die sie Dr. Lüers während seines Aufenthaltes zu Teil werden ließen. Ebenso danken wir der Wiener Kommission für die von Fräulein von Hummel angefertigte Abschrift des Stichwörterkataloges zu den „Erläuterungen“ und den Fragebogen: ein für die künftige Lemmatisierung des Wortschatzes sehr wertvolles Hilfsmittel.

Am 5. und 6. November 1919 unternahm Dr. Lüers eine Kundfahrt nach Bad Tölz zur ersten Friedens-Leonhardifahrt, zunächst zu lexikalischen und volkskundlichen Erhebungen im Zusammenhang mit dieser Feier, dann aber besonders um für den seit dem Ableben unseres so verdienstvollen Sammlers, Hofrat Dr. Höfler, vollkommen verwaisten Isarwinkel neue Sammler zu werben. Es gelang in Malermeister J. Buchner,

dem Ehrenvorsitzenden des Trachtenvereins „Die Isarwinkler“, sowie in Stadtkaplan Schindele neue Sammler zu gewinnen; auch Justizrat Frhr. von Lobkowitz sagte zu, unser Unternehmen zu unterstützen und im Tölzer Bezirk Interesse dafür zu wecken. In der Tat hat bald darauf der Historische Verein für das bayerische Oberland in Bad Tölz auf Anregung des Herrn von Lobkowitz eine besondere Kommission für mundartliche Sprachforschung im Bezirk Tölz eingesetzt, die sich in aktiver Mitarbeit die Förderung unseres Wörterbuches zur Aufgabe gemacht hat. Dieser Kommission gehören an: Justizrat Frhr. von Lobkowitz; Stadtkaplan Schindele; Universitätsprofessor a. D. Dr. Stumpf; Malermeister Buchner; Lehrer Eisenhofer; Rechtsanwalt Staudinger; geistl. Rat P. Anton; prakt. Arzt Dr. Streber; Bezirksgeometer Herr (sämtliche in Tölz), ferner: Bürgermeister Riesch von Wackersberg und Bürgermeister Gilgenrainer von Gaisach.

Zum erstenmal stellt sich damit ein Verein geschlossen in den Dienst unserer Sache und bekundet ernsten und festen Willen zu tatkräftiger Mitarbeit. Möge dieses dankenswerte Beispiel auch anderwärts Nachfolge finden.

Leider haben wir im Jahre 1919 einige äußerst verdienstvolle Sammler durch den Tod verloren: am 22. Februar 1919 starb M. Heimerl, Kaufmann in München, am 22. Mai J. Gleißner, Hauptlehrer in Bärnau Opf., und am 7. August G. Pappenberger in Schwabmünchen. Wir werden den Verstorbenen, die sich durch langjährige, fleißige Mitarbeit große Verdienste um das Wörterbuch erworben haben, ein ehrendes Andenken bewahren.

Einen besonders schweren Verlust hat das Unternehmen durch den Tod des Obmanns der Wiener Wörterbuchkommission, des Herrn Hofrates Professor Dr. Joseph Seemüller erlitten, dessen arbeitsvolles Leben am 20. Januar 1920 ein Schlaganfall ein jähes Ende setzte. Unsere Akademie, der der Verstorbene seit 1916 als korrespondierendes Mitglied angehörte, wird im Jahrbuch für 1920 die wissenschaftliche Tätigkeit des ausgezeichneten Mannes würdigen und dabei auch seiner un-

vergeßlichen Verdienste um unsere Unternehmen dankbar gedenken. Sein Name wird mit dem Bayer.-österr. Wörterbuch für immer verknüpft bleiben. Die Kommission hat ihrer Teilnahme in Schreiben an die Tochter des Verstorbenen, Fräulein Hedwig Seemüller, sowie an die Wiener Kommission Ausdruck gegeben.

Rheinpfälzisches Wörterbuch.

Die Besetzung der Pfalz durch fremde Truppen hat den Verkehr der Wörterbuchkommission mit ihren Pfälzer Sammlern seit Dezember 1918 fast völlig unterbunden. Seit Ablauf des Jahres 1919 mehren sich erfreulicher Weise die Fälle, daß aus der Pfalz Meldungen zur Wiederaufnahme der Arbeit bei uns einlaufen. Die Kommission bittet die Sammler, bei der ersten Gelegenheit die Arbeit wieder aufzunehmen. Sie hat bereits mehrfach Schritte unternommen, die durch die Besetzung gestörte Verbindung zwischen unseren Pfälzer Helfern und der Wörterbuchkanzlei wiederherzustellen; es soll hier auch fernerhin nichts unversucht bleiben. Konrektor Keiper, Regensburg, arbeitete im Berichtsjahr an der Beschaffung von Material für neue Fragebogen und an der Exzerpierung moderner Mundart-schriftwerke der Pfalz. Dr. Maußer hat in seiner für weite Kreise, zumal für Pfälzer bestimmten Abhandlung „Die Mundarten der Pfalz“ (erschieden im Bayerischen Heimatschutz 1919, Juliheft und im Pfalz.-Bayer. Heimatgarten 1918—19) zum Teil auch Material verwerten können, das durch die Beantwortung des ersten Fragebogens des Rheinpfälzischen Wörterbuchs einlief (u. a. Veröffentlichung einer Liste der Pfälzer Synonyme für den Begriff „Großer Kopf“, die Dr. Lüers in der Kanzlei aus dem dort vorliegenden Pfälzer Material aufstellte).

Ostfränkisches Wörterbuch.

Die neuerliche Steigerung der Papier- und Druckkosten machte es auch im Jahre 1919 völlig unmöglich, die handschriftlich längst abgeschlossene „Belehrung für die Sammler des Ostfränkischen Wortschatzes“ nebst Musterbeantwortung und 4 Fragebogen (1—4 der ganzen Reihe) in Satz zu geben

und unter den Sammlern in Umlauf zu bringen. Mancherlei Einsendungen und Korrespondenzen aus dem ostfränkischen Mundart- und Kulturgebiet zeigten der Kommission wiederum, wie rege auch in Ostfranken das Interesse an einer Sammlung der Mundarten und all ihrer Lebensäußerungen ist.

Die Sammler, die sich bisher gemeldet haben, werden gebeten, zunächst selbst nach eigenem Gutdünken den Wortschatz festzustellen und ihre Aufzeichnungen der Wörterbuchkommission als wertvolle Grundlage für die künftige systematische Sammlung zu übergeben.

Bibliographie der Mundarten Bayerns.

Die Bibliographie der Mundarten Bayerns für die Jahre 1917/18 (Dialektgrammatik, Lexikographie der Mundart, volkswissenschaftliche Literatur, soweit sie lexikalisch ausnutzbar ist) wurde von Dr. Maußer begonnen und konnte bis jetzt auf rund 300 Nummern gebracht werden.

Um die hier begonnene Arbeit nicht nur zu vervollständigen, sondern auch möglichst lückenlos weiter zu führen, ersucht die Wörterbuchkommission neuerdings Verleger, Verfasser von Mundartliteratur aller Art, von volkswissenschaftlichen und ortsgeschichtlichen Veröffentlichungen u. ä., Zeitungsredaktionen u. s. f. dem vorbildlichen Muster vieler Schweizer Verleger und Autoren zu folgen und der Wörterbuchkommission für die bibliographischen Zwecke und zur späteren Verwertung in den Mundartwörterbüchern Literatur der genannten Art geschenkt oder leihweise zu überlassen oder wenigstens durch genaue Angabe des Titels und der Erscheinungsart namhaft zu machen.

Die Bibliothek wurde durch Ankauf folgender Werke vermehrt:

Lexen, Kärntisches Wörterbuch; Falk-Torp, Etymologisches Wörterbuch; Pirker, Alpensagen; Bronner, Von deutscher Sitt' und Art; die Fortsetzungen von Fischer, Schwäbisches Wörterbuch und vom Schweizer Idiotikon.

Sammlungen aus Anlaß des Krieges.

Die Sammlung des Soldatenliedes und der Soldatensprache des deutschen Heeres muß, soweit die Wörter-

buchkommission daran beteiligt ist, nunmehr als abgeschlossen betrachtet werden (vgl. im übrigen den Jahresbericht für 1918 Seite 127). Die Sammlung der Soldatensprache für die Kenntnis des Wortschatzes der Mundarten Bayerns auszunützen, hat Dr. Maußer bis Ende 1921 versprochen; das gleiche hat er für die Sammlung des glockenvolkskundlichen Materials, die ebenfalls als abgeschlossen betrachtet werden kann, bis Ende 1920 in Aussicht gestellt. Um die letztere Sammlung hat sich besonders wieder Herr Otto Siller, Registrator, Augsburg, verdient gemacht. Der Ertrag der Sammlung kommt hauptsächlich Altbayern, der Oberpfalz und Schwaben zugute.

Die Kommission kann diesen Bericht nicht schließen, ohne ihrer Sorge für die Zukunft des Unternehmens Ausdruck zu geben: in dem Maße als sich das eingelaufene Material mehrt, wird die energische Verarbeitung dringlicher. Dazu bedarf es der Anstellung weiterer Hilfskräfte, an die bei dem gegenwärtigen Stand des Etats, der durch die allgemeine Steigerung der Preise für Papier und Druck übermäßig belastet ist, nicht gedacht werden kann. Die Kommission hat daher im März 1920 eine Denkschrift an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus gerichtet, in der sie unter eingehender Darlegung der Schwierigkeiten und der Erfordernisse das Ansuchen stellt, die jährliche Subvention von 10 000 Mark auf 25 000 Mark zu erhöhen. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß diesem Gesuch Folge gegeben wird: ein rascherer Fortgang des Unternehmens würde Bayern, das in Schmeller den Vater der mundartlichen Lexikographie hervorgebracht hat, zur Ehre gereichen und den vielen, die aus allen Kreisen unseres Volkes an seiner Förderung Teil haben, der schönste Lohn sein.

März 1920.

Die Wörterbuchkommission
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften:

Ernst Kuhn,

I. Vorsitzender.

Carl von Kraus,

Leiter der Wörterbuchkanzlei.

Bericht über die Höhlenforschung in Bayern im Jahre 1919.

Im Berichtsjahre wurden mit Mitteln der akademischen Kommission für Höhlenforschung im Ries, bei Straubing und im unteren Altmühltale Grabungen veranstaltet, die für die Kenntnis der paläolithischen Kulturen in Bayern erfolglos waren, aber einige Ergebnisse für die jüngeren prähistorischen Stufen lieferten.

Frühere Grabungen durch Professor Dr. F. Birkner und Dr. E. Frickhinger haben gezeigt, daß die Höhle beim Felsentor oberhalb Christgarten (Bezirksamt Nördlingen) im Karthäusertal keine paläolithische Wohnstätte enthielt, daß aber spärliche Spuren der vorgeschichtlichen Menschen vorhanden waren. Auch einige hundert Meter weiter südlich am Eingang der stark zugewachsenen Fuchslochhöhle konnten Spuren des prähistorischen Menschen festgestellt werden. Im Berichtsjahre wurden nun von Professor Dr. F. Birkner und Dr. E. Frickhinger die Untersuchungen in dieser Höhle fortgesetzt.

Links am Eingang lag über einem Felsenvorsprung eine Schicht, welche den Eindruck einer Brandschicht machte, und sich in das Innere der Höhle hineinzog. Dieser „Brandschicht“ entsprach im Innern der Höhle etwa 60—80 cm unter der heutigen Oberfläche ein alter Boden. In dieser Tiefe fanden sich zerstreute Scherben, die teils mittelalterlichen, teils vorgeschichtlichen Charakter aufwiesen. Eine stratigraphische Schichtenfolge ließ sich nicht mehr feststellen. Es scheint, daß durch den Fuchsbau und das Graben nach Füchsen die alten Wohnschichten zerstört worden sind. Eine paläolithische Schicht war nicht vorhanden.

In einer kleinen Felsennische am Ostende des großen Walles, auf dem Weiherberge fanden sich ziemlich am Boden von einer mächtigen modernen Schuttschicht überlagert Scherben und ein kleines Bronzeringelchen, die der Latènezeit zugeschrieben werden können.

Es wurde die Gelegenheit benützt, andere Bodendenkmale in der nächsten Umgebung auf ihr Alter zu untersuchen. Zwischen Christgarten und der Hoppelmühle befindet sich auf dem Mühlberge ein halbkreisförmiger Wall, mit der konkaven Seite gegen den Steilhang; ungefähr in der Mitte besitzt er einen offenbar alten Eingang, gegen das Plateau zu schließt sich ein heute verschieden tiefer, noch in den Felsen eingeschnittener Graben an. Ein Durchschnitt durch Wall und Graben zeigte, daß der Kern des Walles aus einer zum Teil eingestürzten Trockenmauer besteht, die durch eine Berme vom Graben getrennt ist (Trockenmauer: 2,2 m breit; Graben: oben 2, unten 1 m breit bis 1,8 m unter die Berme reichend; Berme: 2,75 m tief). Es macht den Eindruck, als ob der Graben, der in seiner ganzen Ausdehnung nicht gleichmäßig tief ist, in erster Linie nur den Zweck erfüllte, Steine für die Trockenmauer zu gewinnen. Scherben oder sonstige Spuren von der Anwesenheit des frühen oder vorgeschichtlichen Menschen fehlten sowohl im Graben und Wall als auch innerhalb des Walles, so daß eine exakte Feststellung des Alters der Befestigung nicht möglich ist. Am wahrscheinlichsten dürfte die Befestigung aus der Zeit der Ungarneinfälle im 10. Jahrhundert stammen.

Hügelartige Erhebungen in der nächsten Umgebung erwiesen sich als Haufen von Lesesteinen ohne jede Spuren von vorgeschichtlichen Überresten.

Die in diesem Jahre untersuchten Bodendenkmale liegen auf dem Grund und Boden des Fürsten von Öttingen-Wallerstein, dem für die Erlaubnis der Untersuchung der Dank ausgesprochen sei.

Es wurden ferner einige kleinere Höhlen bei Harburg besucht, in denen erst durch Grabungen festgestellt werden

kann, ob sie in vor- bzw. frühgeschichtlicher Zeit bewohnt waren. Das Maisel- oder Gotloch bei Ursheim ist eine Spaltenhöhle, die als Wohnstätte nicht in Frage kommt. Der Hohlenstein bei der Stahlmühle zeigt Felsenlöcher im Plattenkalk, die keine Wohnschicht aufweisen. Auch die Höhle beim „Schwedenstein“ auf dem Hesselberg kommt als Wohnstätte nicht in Frage.

Am meisten versprechen Ergebnisse die Nischen und überhängenden Felsen am Schloßberg von Wallerstein; es wird eine Aufgabe des Jahres 1920 sein, hier Untersuchungen zu veranstalten.

Wie im Bericht für das Jahr 1918 (Jahrb. 1918 S. 135) mitgeteilt wurde, fanden Oberlandesgerichtsrat Ebner und seine Söhne auf dem Buchberg bei Münster (Bezirksamt Straubing), auch Pfaffenmünster genannt, Feuersteinstücke, die ihrer Form und Bearbeitung nach Werkzeuge sein könnten. Es wurde auch darauf hingewiesen, daß auf dem Buchberge ein Höhleneingang vorhanden ist.

Die diesjährigen Untersuchungen am Höhleneingang ergaben, daß die Höhle erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit sich geöffnet haben kann. Es handelt sich um eine in die Tiefe ziehende Felsenspalte, die sich durch Deckeneinbruch nach außen öffnete und nicht um eine Höhle, deren ehemals freier Eingang durch Einsturz verschüttet wurde. Die Erdschichten am Eingang bestehen nicht aus Einsturztrümmern, sondern aus ungestörter tertiärer Albüberdeckung. Es fanden sich bis zu 2 m Tiefe weder Scherben noch Tierknochen noch Feuersteinwerkzeuge, dagegen Eisenerzstücke, wie sie in der Albüberdeckung auch anderweitig vorkommen. Es war demnach zu keiner Zeit nach der Tertiärzeit vor dem Höhleneingang die Möglichkeit für den Menschen gegeben, dort zu wohnen. Nach Erkundigung beim Grundbesitzer erfolgte der Einbruch erst vor verhältnismäßig wenigen Jahren, indem eine kleine Öffnung entstand, welche nachträglich zu ihrer jetzigen Gestalt künstlich erweitert wurde.

Die auf den Ackern des Buchberges gefundenen Feuer-

steinstücke von Werkzeugsform unterscheiden sich von den an gleicher Stelle häufig vorkommenden einfachen Splittern meist schon durch die vorhandene Patina, sie haben mit den neolithischen Steinwerkzeugen, die aus Niederbayern zahlreich bekannt sind, keine Verwandtschaft, erinnern dagegen an Spitzen und Schabern aus Moustierschichten des Altmühltals. Da leider alle Spuren des Menschen wie Herdschichten, Tierknochen auf dem Jurahügel bei Münster fehlen, könnte man an sogenannte Eolithen denken d. h. an Feuer- bzw. Hornsteinsplitter, die durch bewegtes Wasser oder ähnliche Naturvorgänge ihre Form erhalten haben. Für derartige Vorgänge fehlt jeder Anhaltspunkt, die Wirkung des Pflügens kann wohl kaum derartige Formen hervorbringen.

An einem der Hauptfundplätze für die fraglichen Werkzeuge wurden Schürfgräben gezogen, um wenn möglich Wohnschichten festzustellen. Infolge starker Trockenheit war aber der Boden so hart, daß bei den teuren Arbeitslöhnen der Versuch bald aufgegeben werden mußte; es müssen günstigere Zeiten für die Untersuchung abgewartet werden.

Bis dahin wird es sich empfehlen, durch sorgsames Absuchen der bisherigen Fundplätze möglichst viel Studienmaterial zu gewinnen, um wenn möglich jene Punkte festzustellen, wo die Untersuchung am ehesten Erfolg versprechen könnte.

Auf der Donauseite des Michelberges bei Kelheim hatte Realienlehrer Rieger einige Nischen entdeckt (Jahrbuch 1918 S. 135), die möglicherweise dem vorgeschichtlichen Menschen als Wohnstätten gedient haben könnten. Es war dies umsomehr zu erwarten, als auf den gegenüber liegenden Hängen in den sogenannten Galeriehöhlen durch Amtsgerichtssekretär Oberneder reiche Funde vor allem aus neolithischer Zeit gemacht wurden, die von der prähistorischen Staatssammlung angekauft worden sind. Die Höhenlage der Nischen auf dem Michelsberge in halber Höhe über dem Donauspiegel ließ sogar hoffen, daß paläolithische Reste vorhanden seien. Diese Hoffnung hat sich leider nicht erfüllt.

Die eine, näher gegen Kelheim gelegene, entpuppte sich

als der Überrest eines alten Steinbruchs, eine andere kleinere war ebenfalls frei von jedem Wohnstättenrest, dagegen hat eine Nische in der Waldabteilung Hohlstein über dem Klösterl in der neolithischen Zeit schon dem Menschen Unterschlupf geboten. Es konnte in derselben bei 0,60 m Tiefe eine latènezeitliche Brandschicht festgestellt werden und bei 1—1,1 m Tiefe eine Wohnschicht mit neolithischen Scherben vom Rössener Typus. Bei 1,40—1,50 m Tiefe kam der Felsboden zum Vorschein.

Am Fuße eines überhängenden Felsens auf der Altmühlseite des Michelsberges fand sich in 30—40 cm Tiefe eine ausgedehnte dunkle Schicht mit Feuersteinwerkzeugen, direkt an der Wand lagen in gleicher Tiefe latènezeitliche Scherben. Bei 1,20—1,50 m Tiefe wurde der Felsboden erreicht. Auch hier fehlte jede Spur einer paläolithischen Siedlung.

Zur Vornahme der Untersuchungen hatte in dankenswerter Weise die Verwaltung der ehemaligen Krongüter die Erlaubnis erteilt.

Der Felsenspalt im Klostergarten von Weltenburg kommt als menschliche Wohnstätte nicht in Frage, die am Hang zahlreiche vorhandenen vorgeschichtlichen Scherben sind offenbar vom Plateau herabgeschwemmt.

Von den im Jahrbuch 1917 S. 121 erwähnten Nischen zwischen Altmühlmünster und Mühlbach im Altmühltale wurden im Berichtsjahre in den südwestlich von Deising (Bez. A. Riedenburg) im Bruckholz und in der Bruckleiten gelegenen Grabungen vorgenommen.

In der einen Nische, der Bruckholznische, welche am Ostende fast am Rande des Plateaus der gegen Deising vorspringenden Bergnase gegen Süden liegt, ist der östliche Teil der Decke abgestürzt, sodaß nur ein Felsentorbogen stehen blieb, unter welchem der Hang steil abfällt. In der Mitte beginnt unter der dünnen Humusschicht, welche keine vorgeschichtlichen Funde enthielt, eine Verwitterungsschicht, bei 1,50 m Tiefe steht der Felsboden an. Es fanden sich hier

keine vorgeschichtlichen Funde, dagegen kamen am Rande der Nische gegen den Steilhang zu in der Steinschuttschicht, die etwa einen Meter tiefer als im Innern beginnt einige wenige Scherben von vorgeschichtlichem Charakter zum Vorschein; es scheint demnach, daß die Leute, von denen diese Scherben stammen, am Rande der Nische sich aufhielten, ihre Spuren sind aber dann den Steilhang hinunter gefallen. Die zweite Nische, die Bruckleitennische, liegt weiter westlich ebenfalls fast am Rande des Plateaus in der Bruckleiten, der Fischleitenhöhle, welche Moustier- und Aurignacfunde enthielt (Jahrb. 1918 S. 133—135), gegenüber. Hier ist ein Teil der Rückwand abgestürzt, sodaß ebenfalls ein Felsentor entstanden ist. Auch vor dieser Nische fällt der Hang sehr steil ab, sodaß wahrscheinlich ein Teil der vorhandenen Kulturschichten abgerutscht sein wird. Unter einem der abgestürzten großen Felsentrümmer kamen bei der Probegrabung oberflächlich Latènescherben zum Vorschein, dann folgten zwei Kulturschichten, von denen, soweit die wenig charakteristischen Funde ein Urteil gestatten, die obere wohl der Hallstattzeit, die untere der jüngeren Steinzeit zuzuschreiben ist. Ein endgültiges Urteil ist erst nach weiteren Grabungen möglich.

Allen denen, welche Professor Birkner bei den Untersuchungen unterstützten und dadurch an der Erforschung der Vorgeschichte unseres Vaterlandes mitwirkten, sei auch an dieser Stelle der Dank ausgesprochen.

Glückwunschsreiben.

Zur Feier des siebzigsten Geburtstages brachten die Klassen im Jahre 1919 den Herren Hugo v. Seeliger, Oskar Hertwig und Albrecht Heim, zum achtzigsten Geburtstage Herrn Julius v. Hann, zum neunzigsten Geburtstag den Herren Ludwig Radlkofer und Simon Schwendener ihre Glückwünsche dar.

Beim fünfzigjährigen Doktorjubiläum konnte die Akademie der Herren Geheimrat Dr. Ernst Kuhn, Wilh. Konrad Röntgen, Aurel Voß, Siegmund Günther, Elias v. Steinmeyer, Friedrich Hirth und Emanuel Kayser als der ihrigen gedenken.

Adressen.

1. An Herrn Geheimrat Dr. Ernst Kuhn in München.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften entbietet Ihnen zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum die herzlichsten Glückwünsche.

Seit den Untersuchungen über die wichtigste buddhistische Kirchensprache, mit denen Ihre Veröffentlichungen auf dem Gebiete der arischen Philologie einsetzten, hat Ihr scharfer Blick in staunenswerter Sicherheit die überaus weitgesteckten Grenzen des indischen Kulturkreises zu fassen gestrebt. Den Wert und die Bedeutung der Sprachwissenschaft voll würdigend sind Sie doch über diese hinausgeschritten, um die großen literargeschichtlichen und ethnologischen Zusammenhänge aufzudecken, die dem Studium des alten und neuen Indiens erst seine eigentliche Anziehungskraft verleihen. Die Richtlinien, die Sie in Ihren Darlegungen zur Ethnographie Hinterindiens, in Ihrem „Barlaam und Joasaph“, in Ihrer Beurteilung der Frage indischer Einflüsse auf die Evangelien, in Ihrer Stellung zur Methodik der Bibliographie und der Transskription aufzu-

zeigen verstanden, sind kraft ihrer überzeugenden Wahrheit ohne Anfechtung in der Wissenschaft übernommen worden, und ebenso ersprießlich hat Ihre ungezählten Forschern selbstlos und freigebigst gespendete Mithilfe zur Aufhellung der verschiedensten Probleme beigetragen. Das in aufrichtiger Verehrung wurzelnde Gemeinschaftsgefühl, das ihr Wirken und Ihre ganze Persönlichkeit mit Fachgenossen, Freunden und Schülern verbindet, ist in der an Ihrem 70. Geburtstage erschienenen Festschrift zum Ausdrucke gelangt.

Als besondere Ehrenpflicht erscheint es uns aber, bei Ihrem heutigen Jubiläum der bleibenden Verdienste zu gedenken, die Sie sich um die Akademie selbst erworben haben. Als Klassensekretär wie als Mitglied verantwortlicher Kommissionen haben Sie willig eine Menge von Arbeitspflichten übernommen und gewissenhaft erfüllt; in den Beratungen sind Sie stets für die Wahrung der guten Überlieferung eingetreten, haben vor übereilten Neuerungen gewarnt und berechtigten Reformen die Wege geebnet.

Das unterzeichnete Präsidium weiß sich mit der Gesamtheit der Akademie-Mitglieder einig in dem Wunsche, daß Ihre treu bewährte Mitarbeit der Akademie noch lange gegönnt bleibe. Möge ein gütiges Geschick Sie hierzu in kräftiger Gesundheit auf viele Jahre hinaus befähigen!

München, den 10. Juni 1919.

Der Präsident: H. Seeliger.

2. An Herrn Elias von Steinmeyer in Erlangen.

Sehr verehrter Herr Kollege!

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die Sie seit mehr als einem Menschenalter mit Stolz zu ihren Mitgliedern zählt, gedenkt mit freudigem Anteil des Tages, an dem Sie vor 50 Jahren den Doktorhut erwarben. Ihre Dissertation „De glossis quibusdam Vergilianis“ war der Anfang einer gelehrten Arbeit, die Sie seither durch all den Wechsel der

Jahre fortgesetzt haben, durch die Gunst der Zeiten nicht abgelenkt, durch ihre Ungunst nicht zu ermatten. Dieser Arbeitsfreude verdankt die Wissenschaft der deutschen Philologie neben zahlreichen, vielfach nur dem Umfang nach kleineren Untersuchungen das gewaltige Glossenwerk, dessen erster und vierter Band zum größeren Teile von Ihnen geschaffen ist, während die beiden mittleren ganz von Ihnen herrühren. Die Umsicht des Plans, nach dem Sie die in nahezu siebenhundert Handschriften überlieferten Quellen vom umfangreichen Glossar bis herab zu einzelnen Wörtern geordnet haben, steht auf gleicher Höhe mit der Technik der Edition; der Gelehrsamkeit, mit der Sie der Geschichte der Handschriften nachgehen, ist ebenbürtig der Scharfsinn in der Deutung und Emendation schwieriger Stellen.

So sind Sie durch die Herausgabe dieser Glossen, die vielleicht deutlicher als irgend ein anderes Werk unseres Altertums das erste heiße Ringen unseres Volkes um das Verständnis antiker Bildung und christlichen Geistes widerspiegeln, für die althochdeutsche Zeit das geworden, was Karl Lachmann für die späteren Jahrhunderte gewesen ist. Ihr Name wird mit der Geschichte der althochdeutschen Studien für alle Zeiten unlösbar verbunden bleiben.

Um dieses Werk ordnen sich mannigfache Arbeiten zu kleineren Gruppen. Ihre Liebe zu den Handschriften hat viel unbekanntes Material ans Licht gefördert, bereits bekanntes in zuverlässiger Form dargeboten, über die Schicksale so manches Codex Licht verbreitet und ihren stärksten Ausdruck in dem Verzeichnis der jüngeren Handschriften der Erlanger Universitätsbibliothek gefunden. Ihre Untersuchung über das Präfix *ga-* hat wichtige Anhaltspunkte für die Datierung und Lokalisierung, ja für die Erkenntnis der Entstehungsgeschichte zahlreicher Denkmäler geliefert. An einem lehrreichen Einzelfall haben Sie uns gezeigt, wie verwickelt die Vorgänge waren, die zur Kompilation auch nur einer einzigen Glossenhandschrift geführt haben. In zahlreichen, teils gelegentlichen, teils periodisch wiederkehrenden oder einen größeren Zeitraum zu-

sammenfassenden Referaten haben Sie gerechtes und unbeirrbar sicheres Urteil mit positiver Kritik vereinigt. Die von Pietät getragene Erneuerung der Denkmäler, die Müllenhoff und Scherer herausgegeben hatten, hat dem berühmten Kommentar seine einstige Jugend zurückgewonnen, und die von Ihnen selbst veranstaltete Ausgabe der kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler bietet die Texte nunmehr in einer Gestalt, die unseren, vielfach gerade durch Sie veränderten, Auffassungen besser entspricht als die von der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren zu sehr beeinflussten Gestaltungen Müllenhoffs.

Auch unsere Kenntnis der Werke des Hochmittelalters haben Sie vielfach und nachhaltig vertieft: durch Hinweise auf neues handschriftliches Material, durch Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten, in denen alles irgend sicher Erreichbare in klassischer Prägnanz dargeboten wird, durch Textkritik und Quellennachweise, durch scharfe Beleuchtung der Mosaikarbeit so manches Epigonen, durch das ahnungsvolle Heranrücken der Werke Ulrichs von Eschenbach an den Ernst D., durch sichere Entscheidungen in allerlei Autorschaftsfragen und durch Arbeiten, denen eine in die Zukunft weisende methodische Bedeutung innewohnt, die auch heute noch nicht nach Gebühr genutzt ist, wie Ihre eingehende Beschäftigung mit der jüngeren Überlieferung des Sigenot oder Ihre Erlanger Prorektoratsrede vom Jahre 1889: wie so manchem andern akademischen Fest, so wußten Sie auch diesem dadurch eine gelehrte Weihe zu geben, die ihm dauernde Bedeutung verleiht.

So wie Philologie und Geschichte in Ihren Arbeiten vielfach verschwistert sind — der Historiker in erster Linie dankt Ihnen die Edition der Altdorfer Matrikel — so haben Sie beiden Wissenschaften auch als Herausgeber wichtiger Zeitschriften gedient: als Leiter des Neuen Archivs sind Sie vorübergehend in die Bresche getreten, der Zeitschrift für deutsches Altertum haben Sie durch volle 17 Jahre die hingebende Sorgfalt gewidmet, die Sie bei den Vorgängern gefunden und den Nachfolgern weitervererbt haben.

Ihre gelehrte Produktion ist bei all ihrer Fülle doch durchaus einheitlich: der Inhalt der Literatur ist Ihnen wichtiger als die Form, das Methodische steht Ihnen über dem Einzelnen, die Treue der Arbeit über allem Glanz der Ergebnisse, die kleinste Tatsache über der größten Konstruktion: Ehrfurcht vor dem Gegebenen ist das Fundament Ihrer ganzen Arbeit. So zeigt Ihre Wissenschaft herbe, aber reine und edle Züge.

Als Sie einst die Persönlichkeit und das Lebenswerk Ihres Lehrers Müllenhoff schilderten, haben Sie das schöne Wort gefunden: „Dem Gelehrten, welcher in der Vollkraft seiner Jugend bereits die Aufgabe seines Lebens klar erkennt und bewußt in Angriff nimmt, widerfährt besondere Gnade.“ Diese Gnade, sie hat auch Ihnen geleuchtet. Möge Ihnen die weitere beschieden sein, das Glossenwerk abzuschließen und Ihre ganze Arbeit mit der Herausgabe des Althochdeutschen Wörterbuches zu krönen.

München, den 4. August 1919.

Der Präsident: H. Seeliger.

3. An Herrn Friedrich Hirth.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften entbietet die wärmsten Glückwünsche ihrem auswärtigen Mitgliede

Herrn Professor Dr. Friedrich Hirth
zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 11. August 1919
in Würdigung seiner Verdienste auf dem Gebiete der Chinesischen Studien, die durch ihn in der philologischen, historischen, kunstgeschichtlichen und wirtschaftlichen Richtung so ausgezeichnete Förderung erhalten haben.

München, den 11. August 1919.

Der Präsident: H. Seeliger.

Der Universität Rostock sandte unsere Akademie zu ihrem fünfhundertjährigen Stiftungsfeste am 12. November 1919 ein Glückwunschsreiben folgenden Inhalts.

Der Universität Rostock bringt die bayerische Akademie der Wissenschaften durch ihren Klassensekretär Geheimrat von Goebel, selbst ein ehemaliges Mitglied der mecklenburgischen Hochschule, zum Gedenktage 500 jährigen Bestehens ihre wärmsten Glückwünsche dar.

Ein halbes Jahrtausend mannigfaltiger Schicksale hat die Rostocker Universität nunmehr durchlebt, reich an buntem Wechsel von eignen guten und bösen Tagen, von Glück und Unglück des deutschen Volkes. Möge das zweite halbe Jahrtausend, in das sie jetzt eintritt, nicht ärmer sein an Werken des deutschen Geistes und der deutschen Arbeit und möge es glücklicher als dieses enden für unser gemeinsames Vaterland.

München, im November 1919.

Der Präsident: H. Seeliger.

Auch dem Naturwissenschaftlichen Verein zu Magdeburg konnte unsere Akademie zur Feier seines 50 jährigen Jubiläums am 14. September 1919 ihre herzlichen Glückwünsche aussprechen.

**Die Medaille der Akademie der Wissenschaften
„Bene Merenti“**

wurde im Jahre 1919 für besondere Verdienste um die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates verliehen:

Adolf Freiherrn von Hügel, Geheimen Regierungsrat
in Ulm,
Herrn Emil Jungmann, Fabrikant in Fürth.

20 Bg

4 Be

1 Mag. Be

6 Fd